Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24/26 — Gotha, 18. Juni 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Unter deine Augen, o Jesus — Gewiß — Versuchung — Eine christliche Dogmatik (Lüdemann) — Die Lebensethik Albert Schweitzers — Belial (Philippi) — Abseits der Heerstraße. Die deutschen Theater nach dem Kriege 6 — Es war einst ein Priester ... — Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Halle — Das schleswig-holsteinsche Landeskirchenamt gegen Baumgarten — Die communis opinio des Kirchenvolkes. Offener Brief an Herrn D. Kübel in Frankfurt am Main — Antwort an Herrn Kirchenrat D. Kübel in Frankfurt — Die stille Insel (Braun) — Verschiedenes: Verband der evangelischen Theologinnen Deutschlands — Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche (Baumgarten) — Vom Katholizismus der Gegenwart — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Unter deine Augen, o Jesus!

Kommt, wir stellen alle Stunden,
alles Weh und alle Wunden,
alles gläubige Beginnen,
alles Suchen und Besinnen
unter deine Augen, o Jesus!

Stellen mutig alles Wagen,
alles Fragen und Verzagen,
alles Werk und alles Wesen,
Kummer, Kranken und Genesen
unter deine Augen, o Jesus!

Alles, was wir mühsam wollen,
alles, was wir werden sollen —
all die Sehnsucht unserer Seelen
müssen wir zuletzt befehlen
unter deine Augen, o Jesus!

Gustav Schüler

Gewiß

Weiß ich den Weg nicht, du weißt ihn gewiß
durch Dornen und durch dichte Finsternis,
Wenn du ihn gehst, so ist er für mich gut,
ich folge dir mit stillbereitem Mut.

Trotz allem, was mir starr entgegen droht,
trotz Wüsten und Geröll, trotz Not und Tod,
trotz allem, was mich traf und niederschlug:
Du weißt den Weg, so ist es mir genug!

Gustav Schüler

Versuchung

Mein Meister und Herr!
O du, mein Lehrer!
Was bist du ferne
Geblieben? und da
Ich fragte unter den Alten
Die Helden und
Die Götter, warum bliebest
Du aus? Und jetzt ist voll
Von Trauern meine Seele,
Als eifertet ihr Himmlischen selbst,
Daß, dien ich Einem, mir
Das Andere fehlet. Hölderlin

1

Dreißig Jahre hatte er in Nazareth gelebt. Nazareth, die kleine Spießbürgerstadt hinter dem Berge! „Was kann aus Nazareth Gutes kommen", rief man sich in der Hauptstadt zu und lachte über den Provinzler.

Dreißig Jahre im Dorf hinter dem Walde. Dreißig Jahre unerkannt. Unerkannt von den Nachbarn und von sich selbst.

Da plötzlich sprengt der Kern die Schale und getränkt vom Wasser der Sündertaufe sproßt er empor, über Nacht. Von unten, von der Erde her kam eine Stimme und rief:

Siehe, das ist Gottes Lamm!
Siehe, es trägt die Sünde der Welt!

Und von oben, vom Himmel her kam eine Stimme und sprach:

Siehe, das ist mein Sohn:
Siehe, das ist der Mensch des Wohlgefallens!
Und alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste.

Wer wollte sich vermessen, zu sagen, was der „Geist" ist!
Der kam über ihn.
Der stand neben ihm.
Ein Zweites.
Ein Anderes.
Das ergriff ihn wie mit Händen.
Das trieb ihn in die Wüste.

Des Tags endlose Geröllfelder bis an den Horizont. In der Ferne ein Berglöwe, ein Antilop, der Pfiff des Murmeltiers. Des Nachts Gesicht zu Gesicht mit den Sternen.

Vierzig Tage! Vierzig Nächte! Was für ein elektrischer Leib! Was für ein dynamischer Wille! Vierzig Tage und Nächte ohne Speise!

Da wuchs aus der Wüste ein Gesicht auf. Ein uraltes Gesicht. Das Gesicht hatte schon vor Adam gestanden, als er aus dem Paradies auf den verfluchten Acker flüchtete. Und das Gesicht stand jetzt wieder vor ihm, dem zweiten Adam. Das Gesicht des Hungers.

Ach wer von uns weiß, was der Hunger ist! Wer von uns in unsern zivilisierten Breiten! Vielleicht ein paar deutsche Dragoner, die im August Vierzehn zwei Wochen lang Rüben von den Feldern Nordfrankreichs fraßen. Der Hunger, die Urnot alles Fleisches, das Odem hat, naht sich dem Menschensohn. Der Hunger, der Urtrieb des von Erde genommenen Geschöpfs, steigt aus seinem eigenen hungernden Leibe empor.

Eine Stimme wurde gehört. Keine Stimme von der Erde mehr. Auch keine Stimme vom Himmel. Nein, eine neue Stimme, und die kam aus den geheimen Gründen der Kreatur selbst.

Bist du Gottes Sohn?
Bist dus wirklich?

O, es war die alte Stimme, die Stimme unter dem Baum im Paradies.

Sollte Gott das wirklich gesagt haben — du — Gottes Sohn? Nun, so mache aus diesen Steinen Brot!

Von den Lippen des Hungers kommt die Stimme des Zweifels. Hunger und Zweifel. Und den, der dahinter stand, den nennt die Schrift: den Versucher.

2

O, was sind wir für ein Gemächte. Wie gern gebärden wir uns erhaben über den Hunger. Wir triefen vom Salböl idealer Gesinnung. Wir haben dicke und schönge-

bundene Bände gefüllt mit den Theorien eines idealistischen Zeitalters und taten erhaben über den Hunger. Und dann die Ironie der Geschichte. Im Schutze dieser Theorie hat sich die Praxis einer materialistischen Welt herausgebildet, so alles durchdringend und beherrschend, wie es diese geschändete Erde nie zuvor gesehen hat.

Hätten wir in unsrer stolzen Aufgeklärtheit doch unser Ohr nicht so ganz dem herben Realismus des Evangeliums versagt! Im Evangelium gibt es kein Erhaben-tun über den Hunger. Im Evangelium werden die leiblichen Dinge noch für voll genommen. Im Evangelium lebt noch die Kraft, die Dinge zu sehn, wie sie sind. Und stracks auf sie zuzugehn — ohne philosophischen Umschweif — das leistet sich — man dort noch. Ja, ihr lieben, geplagten Hausfrauen, im Evangelium wird der Hunger gewürdigt als die erste große Versuchung, die unsern Herrn Christus anficht.

Jawohl, das Brot ist heilig. Und doch — das ist die platteste Auskunft unsrer Weisheit, daß der Mensch vom Brote lebe, das meint, daß er durch seine Wirtschaft, durch seine Wissenschaft, durch das Werk seiner Hände lebe. Das, worauf es ankommt, hat er trotz allen virtuosen Brotmachens nicht: die Macht über das Leben in die Hand bekommen. Und darauf kommt alles an: die Macht über das Leben in die Hand zu bekommen. Dann brauchten wir nur den Strom nach Belieben ein- oder auszuschalten. Dann wäre das Ideal unsrer Reformer, Revolutionäre, Kulturschöpfer, Staatsmänner erfüllt. Wir hätten das Leben völlig in unsrer Hand, wir berechneten es, erzeugten es, wir wären es, die ihm die Gestalt gäben. Aber eben gerade das können wir nicht. Die Kreatur lebt jeden Augenblick und jeden Atemzug aus dem geheimnisvollen Wort, aus dem Schöpferwort, das jenseits der Erde und jenseits des Erdentages aus dem Munde Gottes kommt. Wehe, wenn dieses Wort verstummt, auch nur auf den Bruchteil einer Sekunde verstummt. Wehe, wenn dieses Wort verstummt, dieses gütige, atemlos schaffende Wort, dann sinkt das Universum in die Tiefe, die wüste und leer ist.

3

Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels.

Traum oder Wirklichkeit? Unter ihm sinkt die Wölbung der großen Kuppel in die Tiefe. Keine Treppe, kein Seil, kein Griff, auch nicht die kleinste Fuge, die Halt böte.

Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab, denn — es stehet geschrieben.....

Wie — Du zauderst auch nur einen Augenblick? Du Kleingläubiger? Gott hats verbürgt. „Es stehet geschrieben", sein leibhaftes, heiliges Wort, es stehet geschrieben:

Er wird seinen Engeln befehlen über dir....

Ha, du zauderst? Wo bleibt denn nun dein ganzes Gottvertrauen! Wenns hier nicht wirkt, dann wirkt es überhaupt nichts. Auf! Hinab! Es stehet geschrieben:

Sie werden dich auf den Händen tragen.....

Siehst du, da unten auf dem Tempelplatz, da wimmeln die Tausende! Von Deinem Volk! Aus allen Sprachen und Ländern! Deine Brüder! Die Kinder des Reichs! Da mitten hinein —

Dein Fuß wird an keinen Stein stoßen.....

Auf! Ehre Gott! Trau seinem Wort! Hinab: sie werden sich in den Staub werfen vor dir und nicht wagen, deine Füße zu küssen. Am Ziele deiner Sendung wirst du sein, mit einem Schlag: Geoffenbart als der Gottessohn.

Von der Welt unten dringen Stimmen herauf:

„Bist du wirklich, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten", seufzt der Täufer in den königlichen Kasematten.

„Bist du Gottes Sohn, so steige herab vom Kreuz! Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selbst und uns!"

„Ha, du bist nicht Gottes Sohn, du springst nicht hinab, weil du nicht kannst!"

„Ha, du bist nicht Gottes Sohn! Da sieh her! Die arme Menschheit! Die Blöße! Der Hunger! Und du schaffst uns kein Brot, weil du es nicht kannst."

„Nein, du bist nicht Gottes Sohn. Zwölf Millionen Menschen, die deinen Namen tragen, haben sich gemordet und die Heiden haben zugeschaut."

„Nein, du bist nicht Gottes Sohn, mein Weib ist mir so jung gestorben. Es gibt keinen Gott!"

Höher und höher reckt der Versucher sein Haupt über des Tempels Zinne auf. Wir sehen ihm ins Gesicht und sehen, daß es dein und mein Gesicht ist. Das Gesicht der Kreatur, das sich wider den erstgeborenen Bruder stellt. Es ist verzerrt vom Zweifel, der nach dem Wunder schreit.

Und das Wunder — geschieht nicht.

Welch ein Mensch!

Eher verhungern! Eher auf der Zinne des Tempels umkommen! Eher seinen Bibelglauben preisgeben! Eher das Omen der Gottlosigkeit auf sich laden! Eher scheitern mit der Sendung seines Lebens! Eher die Welt in Hunger und Zweifel versinken lassen! als die Schranke gegen Gott hin zu durchbrechen. Als nur einen Schritt über die Grenze zu tun, wo man in einem Handumdrehen vom Sachwalter zum Widersacher wird und Gottes-Wort zum Satans-Wort, Gebet zur Gottversuchung, Wunder zur Gotteslästerung. Er hätte es tun können. Er tat es nicht. Was unser aller vermessenste Sehnsucht ist seit Adam: zu sein wie Gott; was wir getan hätten, was wir noch jeden Augenblick tun würden — könnten wirs nur — das tat er nicht. O, diese Furcht vor Gott! O, diese Scheu vor der Hybris! Hände weg von der Sache Gottes, gerade jetzt im Angesicht des Todes! Gerade hier, wo man persönlich dabei interessiert ist! O diese eiserne Sachlichkeit im Angesicht des Todes:

Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.

4

Die Begegnung spitzt sich jetzt zur Entscheidung. Der Versucher holt jetzt aus seinem Köcher einen Pfeil, den er seit Aonen dort aufgespart hat. Es ist sein letzter Pfeil. Er ist entschlossen, ihn jetzt zu verschießen. Denn der Augenblick, für den er ihn gespart hat, ist da.

Er kennt die Kreatur. Er weiß, was im Menschen ist. Er schaut das zauberhafte Gewebe durch und durch. Das zauberhafte Gewebe allen hohen Ethos, aller Idealität, aller erhabenen Religionslehre, aller Künste der irdischen Genien, das die Abgründe der kreatürlichen Welt mit goldenen Fahnen verhüllt. Der diabolische Seelenkünder weiß, daß nichts auf der Welt geschieht, nichts Großes und nichts Kleines, ohne daß zwei Dinge dabei sind: „Angst vor der Not" und „Wille zur Macht".

Bei den Einen, da ist „Not" der Motor, der alle Räder treibt. Es ist das Martyrium des gewöhnlichen Menschen. Wir leben und sterben, wir essen und trinken, wir arbeiten und schlafen, wir beten und glauben, aus Furcht, aus Hoffnung, aus Hunger. Mensch sein heißt ein Kämpfer sein. Ein Kämpfer wider jegliche Not, komme sie vom Fleisch, oder komme sie vom Geist

Die Anderen, die Edleren, spotten der Not. Der kreatürliche Zusammenhang mit der urmenschlichen Region ist hier noch nicht ganz erstorben. „Du sollst ein Herr sein", dieses Schöpfungsdekret ist in ihrem Blut noch lebendig. Sie leben aus dem Willen zur Macht.

Die da in Not sind, rufen nach denen, die Macht haben. Und die da Macht haben, rufen nach denen in Not. Denn durch die Ohnmacht der Ohnmächtigen sind sie mächtig.

Der Dichter schenkt das Wort und macht den stummen Mund des Volkes tönen auf Jahrtausende.

Der Künstler prägt die Form und einer Welt wird sie zum Haus.

Der Staatsmann gibt das Gesetz. Es wird zum Schicksal ungezählter Geschlechter.

Der Heilige lebt das Leben, gegeben zur Sühne für Viele.

Das Alles will ich dir geben.

Da tat sich der Raum auf vor ihm und er sah alle Reiche der Welt. In diesem Augenblick berührte er mit seinen ausgestreckten Armen die äußersten Pole der Kreatur: die Überwelt und die Unterwelt. In diesem Augenblick hing er an dem äußersten Kap des Kontinentes „Mensch". Hellsichtigkeit, wie in der Todesstunde umleuchtet ihn. Entkörperung des zeitlosen Raums beflügelt ihn vom Schöpfungsanfang bis zum jüngsten Tag. In diesem Augenblick weiß auch er, was im Menschen ist. In diesem Augenblick bricht in ihm die unheilbare Wunde der Kreatur auf. Die ewige Wunde, die Wunde, an der Hölderlin und Nietzsche, Cäsar und Napoleon, römischer Papst und moskowitischer Diktator sich verbluten. Die Wunde der Kreatur:

Nicht — zu sein wie Gott.

Das Heischen nach dem Schöpfungsdekret! Das trotzige, zu spät gekommene aufrührerische Heischen nach dem zerrissenen Urrecht des Menschen: Herr der Welt zu sein, und mehr noch: Menschgott zu sein. Die ewige Wunde geschlossen. Erlöst von dem Alpdruck einer anderen Welt. Erlöst von der unmöglichen Forderung Gottes. Entnommen der Schändung durch Reue. Ledig der Qual der Hoffnung. Ledig der Offenbarung, die den gewölbten Himmel zerreißt. Der Himmel wird geschlossen! Wieder gewölbt in antiker Klarheit über dem göttlichen Geschlecht, das sich selbst Gesetze gibt und sich selbst erlöst!

In diesem Augenblick türmt sich vor dem Menschen-Sohn die schwindelnde Vision des Kosmos, in dessen Weltmitte der Mensch steht.

War er nicht gesandt, ein König, Stifter des Reichs, Stern des Bundes, Sohn des Höchsten zu sein?

In diesem Augenblick ist er am Rande des Wahnsinns. Allein auf dem sehr hohen Berge und der Versucher bei ihm. Der

zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

In jenem Augenblick stand die Kreatur am Rande eines zweiten Sündenfalles. Wäre er geschehen, in was für Tiefen des Weltraums wäre sie hinabgestürzt! Denn nun kommt der Nachsatz — der furchtbarste Satz, der je unter der Sonne gesprochen war. Der Satz, den selbst der Versucher nur zu flüstern wagt, in der Einsamkeit des sehr hohen Berges, dem Versuchten ins Ohr. Der Satz, der das Geheimnis der Sünde, das Geheimnis des Aufruhrs mit zynischer Frechheit entblößt, die Urlästerung, die einmal gewagt werden mußte, und zwar jetzt und hier. Denn dies war der einzige, unwiderholbare Augenblick, der Augenblick der Entscheidung, wo es um die letzte Frage ging zwischen Gott und der Kreatur, die Frage der Herrschaft. Und so wird dieser Satz gewagt und zwar vor dem, auf dessen Mund — ein für alle Mal und für alle seine Brüder — die Entscheidung gelegt war, vor dem Menschen-Sohne.

5

Die Entscheidung ist bekannt. Neunzehnhundert Jahre Christenheit, das heißt neunzehnhundert Jahre Menschheit, die in dem Weltriß ihre Hütte baut (der durch jene Entscheidung offenbar geworden ist) und zwar mit wissenden Augen.

Gottesanbetung — Menschanbetung.

Christus — Antichristus.

Seitdem rauschen Dürers apokalyptische Reiter in den Lüften.

O du Olymp!
Du sehr hoher Berg,
Du Sitz der Großen
Unsres Geschlechts!
Du Heimat des Menschengeschlechtes!
Du Ziel unserer edelsten Süchte!
Von Dir sieht man alle Reiche der Welt.

O Du sandiger Hügel!
Du Hügel des Ärgernisses!
Du Hügel der Torheit!
Die Schädelstätte genannt!
Dort endete er.
Zwischen Verbrechern.
Am Kreuz.

Dort endete sein Weg. Als er den Berg verließ, da folgten ihm Einige nach. Einige, denen schoß reine Empfindung durch das feurige ideale Blut: „Er tut das Eine, was uns allen ziemte. Nimmermehr werden wir dich verlassen!" Und als der Hahn zum drittenmal krähte, da hatten wir ihn schon verraten.

Und es folgten ihm noch Andere nach. O die rührenden Karrikaturen des Meisters! O heiliger Franz, o reiner Kierkegaard! Und der Letzte, der Eine, den er lieb hatte, der an seiner Brust geruht hatte, der ihm gefolgt war am weitesten des Wegs von allen, der ließ das Gewand in den Händen der Häscher und entfloh nackend.

Er, der Sohn des Menschen — verlassen von den Menschen. Allein.

Und er war bei den Tieren und die Engel dienten ihm.

Halle a. S. Paul Schütz

Eine christliche Dogmatik

Christliche Dogmatik. Von Hermann Lüdemann. Band I: Grundlegung. Bern und Leipzig, Haupt 1924. XI und 610 S. 16, geb. 20 M.

1

Eine neue Dogmatik, die mit ihrer eignen zugleich die Grundlegung der Erkenntnistheorie überhaupt erst zu leisten unternimmt, ist auf jeden Fall keine alltägliche Erscheinung. In der Gründlichkeit seines philosophischen Unterbaus erinnert das Werk unmittelbar an Wilhelm Herrmanns erstes größeres Werk: Die Religion im Verhältnis zum Welterkennen und zur Sittlichkeit, 1879. Und wenn auch die abgeklärte Wissenschaftlichkeit eines theologischen Altmeisters in ihrer inneren Formung der überall durch die eigne Persönlichkeit mitbestimmten Darstellung eines jungen Bahnbrechers nicht verglichen werden kann, so erhält doch auch Lüdemanns Dogmatik ihr entscheidendes Gepräge durch die Auseinandersetzung mit Kant. Trotzdem zeigt sich dieser neue Versuch, in dem Durchdenken Kants die Basis der eignen Stellungnahme zu gewinnen, in seiner Kantausdeutung so eigenartig, daß man nicht einfach von einer Spätfrucht der Neukantischen Theologie sprechen kann. Man kann das auch dann nicht, wenn man durch das Buch als ganzes sich unwillkürlich auf eine eigentümliche Weise in die Fragestellungen der Spätzeit Ritschls zurückversetzt fühlt. Denn das ist zweifellos: Der erste Eindruck, den man bei der Lektüre empfängt, ist der, daß hier ein Mann an der Arbeit ist, der unbekümmert und vielleicht auch unberührt durch die „Krisis" der Gegenwart, dieser mit sich selbst ins Gericht gehenden Generation, einfach seinen Weg weitergeht, in strenger unerbittlicher Folgerichtigkeit, ohne Rücksicht darauf, ob diese Gegenwart ihn noch hören will oder nicht. Bei dieser Sachlage könnte die Kritik gefährlich leicht werden. Man braucht nur auf die entscheidenden Spannungen der heutigen Philosophie und Theologie zu blicken, um sich von der Naivität der Darstellung an wichtigen Punkten zu überzeugen. Von Luther z. B. ist fast überhaupt nicht die Rede, Schleiermacher wird wie ein unangefochtener Besitz behandelt, die Entwicklung von Kant bis Hegel wird ganz in der Perspektive der achtziger Jahre gesehen. Und selbst der alte Lipsius feiert in einer systematischen Darstellung noch einmal seine Auferstehung.

Aber wenn man so halbwegs entschlossen wäre, das Buch respektvoll bei Seite zu legen, dann würde man merken, daß es einen doch so leicht nicht los läßt. Und wenn man sich ihm näher hingibt, dann wird es sich als ein eigentümlich in sich beschlossenes Ganzes herausstellen, das man als ein solches zwar unschwer durch von außen eingeleitete Angriffe „erledigen", aber nicht in seinem wesentlichen Gehalt berühren könnte. Deshalb scheint es mir in diesem Fall besonders Pflicht einer Anzeige zu sein, nicht so sehr beurteilen zu wollen, als vielmehr — wenigstens an einzelnen Punkten — die konkreten Fragen aufzusuchen, durch die man sich gefördert sieht.

Die Art der Darstellung bringt es mit sich, daß diese Punkte nicht so sehr in dem zweiten religionswissenschaftlichen, sondern in dem ersten erkenntnistheoretischen Teil liegen. Die einleitenden Erörterungen über das Verhältnis von Philosophie zu Theologie und Dogmatik nötigen dabei allerdings fast auf Schritt und Tritt zu schärfstem Widerspruch. Obwohl dem Verfasser die Theologie zunächst ein „Teil der allgemeinen Religionswissenschaft" ist, grenzt sie sich ihm als solche doch einfach durch ein empirisches Faktum ab: „Die Theologie ist die Wissenschaft vom Christentum als derjenigen Religion, welche dem Theologen als Gegenstand seiner Forschung dadurch ‚gegeben' ist, daß er selbst sie hat." Ihm ist das Christentum einfach „die Religion, welche dem Wesen und Bedürfnis des Menschen allein entspricht, so daß er als Mensch durch das Christentum religiös vollauf befriedigt ist ...", so daß bei dieser Sachlage dann auch als „der kompetente Religionswissenschaftler gerade der christliche Theologe" gelten darf. Innerhalb dieser Eingrenzung bestimmt sich die Aufgabe der systematischen Theologie durch die Frage nach „Wahrheit und Wert" der christlichen Religion. In derselben Richtung weitergehend verengt sich die Dogmatik zur wissenschaftlichen Betrachtung des christlichen Vorstellungskreises in kosmologischer und soteriologischer Rücksicht. Obwohl diese Sinnbestimmung der Dogmatik unter einer einfach hingenommenen empirischen Tatsache steht — denn diese Tatsache erscheint durchaus nicht als eine von Gott über den Menschen verhängte, sondern als eine durch menschliche Willkür anerkannte —, soll ihr Erkenntniskriterium gleichwohl das der Wissenschaft überhaupt sein; über diesen die Autonomie der Wissenschaft schlechthin aufhebenden Widerspruch setzt sich Lüdemann mit dem einfachen Trost hinweg, daß es „untunlich" erscheine, „Tatsachen der theologischen Entwicklungsgeschichte als Symptome einer zweitausendjährigen Verirrung zu bezeichnen". Er übersieht, daß er sich damit in seinen Grundsätzen der Scholastik ausliefert. Und es besteht im Faktischen nur der Unterschied, daß der veränderte Stand der wissenschaftlichen Kultur in praxi das derzeitige Übergewicht des Glaubens in ein Übergewicht der profanen Wissenschaft verwandeln wird. Wir stehen vor der typischen Gestalt des „liberalen" Rationalismus — also vor Ritschl! —, dessen „Dogma" eben darin sich kundgibt, daß „das christliche Bewußtsein seine eigne Vereinbarkeit und Homogenität mit allem erkennt, was innerhalb menschlicher Kulturentwicklung sich als endgültig berechtigt und -normal erweist" (21). Die tiefe Achtung für die in diesem Rahmen geleistete Arbeit darf nicht davon abhalten, diesen Rahmen als solchen zu kennzeichnen, und den „religiösen Gesichtspunkt" und „religiösen Zweck" einer Dogmatik grundsätzlich in Frage zu stellen, die von der „christlich-religiösen Erfahrung" erwartet, daß „sie nicht etwa aus den Bahnen des übrigen Geisteslebens heraustritt, sondern im Gegenteil die normale Entfaltung desselben herbeiführt" (21).

Jedenfalls wird bei dieser Sachlage die grundlegende Behandlung der Erkenntnistheorie verständlich. Erkenntnistheorie treiben aber heißt ihm, sich mit Kant auseinandersetzen, so wie Logik treiben sich mit Aristoteles auseinandersetzen heißen würde (32). Dabei erweckt es sogleich Vertrauen, wenn er diese Aufgabe Kant gegenüber mit voller Freiheit umreißt, sich weder zu seinem bloßen Interpreten noch auch zum Fortbildner einer einzelnen Linie des Kantischen Systems machen will, sondern den über die drei Kritiken zerstreuten logischen Gehalt „zu einem einheitlichen und in sich homogenen Apriorismus" zusammenzufassen strebt. Diese einheitliche Sichtung Kants soll im Hinblick auf den „zwiefachen Weltanblick" erfolgen, den er in dem Gegensatz des „Quantitativ-physischen" und „Qualitativ-psychischen" durch das entschiedene Ringen des abendländischen Denkens sich hindurchziehen sieht. Jegliches Beharren beim Dualismus würde ebenso wie die Scheinlösung des Parallelismus eine „Resignation" (44) gegenüber der Auflösung dieses Urrätsels der Wirklichkeit bedeuten. Parmenides und Demokrit vertreten demgegenüber die beiden Grundtypen eines qualitativen und quantitativen Monismus; aber unter dem verhängnisvollen Einfluß des Platonisch-Aristotelischen Dualismus findet erst Leibniz den Mut zu gleich energischer Zusammenschau, indem er in der Monadologie das Quantitativ-physische zum wohlgegründeten Phänomen des Qualitativ-psychischen macht. Aber auch dieser Lösungsversuch ist noch ein Gewaltspruch der Metaphysik, und Kants tiefste Bedeutung liegt in diesem Zusammenhang darin, daß er das Problem des zwiefachen Weltanblicks aus der Metaphysik in die Erkenntnistheorie überführt.

Eine Kritik dieser Deutung der Geschichte der Philosophie kann hier natürlich nicht versucht werden; das Mitgeteilte wird aber helfen, die Situation, in der Lüdemann sich und Kant vorfindet, zu verdeutlichen. Die Idealität von Raum und Zeit sowie die kategoriale Denktätigkeit schränken als ihre unausweichlichen Bedingungen die Erkenntnis von jeder Erfassung metaphysischer Realität aus, grenzen den erkennenden Menschen in eine phänomenale, bloß erscheinende Welt ein. Die physische sowohl wie die psychische Welt sind der Erkenntnis in ihrem An sich unzugänglich, bleiben aber innerhalb der erscheinenden Welt in ihrer unversöhnten Gegensätzlichkeit bestehen. — Während Lüdemann nun in einem fettgedruckten Satz diejenige Kantauffassung zurückweist, die ihn nichts weiter als „eine Apologetik der exakten Empirie" (66) erstreben läßt — was heute doch wohl ein „Einrennen offener Türen" (73) bedeutet —, verweist er demgegenüber als auf das eigentlich Entscheidende auf die Antinomienlehre, deren „Grundgedanke" ihm die endgültige Einsicht in die „Irrationalität der Phänomenalität auf beiden Seiten unseres Weltanblicks" (74) zu sein scheint. Hier wäre nun allerdings die dringende Frage angebracht, ob das wirklich das magere Ergebnis der verzweifelten Kantforschung des letzten Halbjahrhunderts ist, oder ob nicht hier Lüdemann seinerseits den wirklichen Sinn der Kantischen Erkenntniskritik unterschätzt. Auch die transzendentale Dialektik steht ja nicht für sich, sondern weist ganz abgesehen von dem in ihr selbst liegenden metaphysischen Gehalt auf die beiden andern Kritiken voraus, die Lüdemann hier zu Unrecht für seine Beurteilung ausschaltet.

Für Lüdemann liegt der ausschlaggebende Grund für die Ergebnislosigkeit der Erkenntniskritik Kants im Hinblick auf das metaphysische Grundproblem in der Einschränkung der Anschauung auf die raumzeitliche Anschauung und in der Herabwertung der Kategorien zu „leeren logischen Formen" (78). Damit wird der bei Kant vorliegende Problemgehalt nach beiden Seiten nur unzulänglich ausgeschöpft, aber es wird damit immerhin eine klare Front für die Auseinandersetzung mit Kant gewonnen: die Wechselerfüllung von Anschauung und

Denken wird als Erfordernis jeglicher Metaphysik anerkannt und nur bestritten, daß Kant den inneren Gehalt dieser beiden Faktoren ausgeschöpft habe.

2

So wenig ich mir also den Rahmen zueignen kann, in dem Lüdemann diese Erörterung vornimmt — auch in diesem engeren Bereich der Kantdarstellung nicht —, so sehr soll doch unterstrichen werden, daß in der Ausweitung und Auswertung dieser Frage nach dem Verhältnis von Anschauung und Denken der für die Erneuerung der Metaphysik entscheidende Punkt berührt ist, und daß die hier ansetzenden systematischen Betrachtungen Lüdemanns — zwar nicht in ihrer Lösung, aber in dem erörterten Problemgehalt — eine Fülle fruchtbarer Anknüpfungsmöglichkeiten geben.

Hier freilich kann nur in aller Knappheit eine Andeutung davon gegeben werden. Die Erweiterung der Anschauung kann nicht in dem von Kant selbst ins Auge gefaßten Grenzsinn einer intellektuellen Anschauung gesucht werden, die in der Tat nur einem göttlichen Verstande möglich wäre, der als er selbst zugleich Schöpfer des Seins wäre. (Nur hätte man bei diesem Abweis ein Eingehen auf die Bedeutung der intellektuellen Anschauung für den deutschen Idealismus erwarten müssen; doppelt bei der Wichtigkeit gerade dieser Frage für den Fortgang der ganzen Betrachtung.) Wohl aber hat Kant die Selbstanschauung nicht systematisch zur Geltung gebracht, er hat sich — nach Lüdemann — begnügt, sie als „inneren Sinn" auf die Erfassung „zeitlicher Verhältnisse" einzuschränken (127), und damit alles in ihr Erfaßte der Phänomenalität überantwortet. In Wahrheit aber gibt es überall, im Fühlen, Empfinden, Denken, Wollen ein eigentümliches qualitatives Selbsterleben, das zwar „in der Zeit verläuft" (117), aber in seinem eigentümlichen Wesen von ihr unabhängig ist. Es besteht „eine so evidente Unabhängigkeit unserer Selbstanschauung von der sonstigen Bedingtheit unseres Erkennens" durch die quantitativen Formen von Raum und Zeit (121), daß das Ich bezüglich seines Erkanntwerdens unmöglich „allem fremden Sein gleichgestellt" werden kann (126). Kant schneidet sich bei konsequenter Durchführung seiner Bestimmungen über den inneren Sinn vielmehr auf die verhängnisvollste Weise ins eigne Fleisch, da seine ganze Erkenntnistheorie von der Relativität der Zeit mitbetroffen würde, wenn nicht das Ich als ein „unmittelbar Evidentes" den Bereich der Erscheinung durchbricht: „Entweder ist auch der Erkenntnisvorgang als durchaus an die Zeitform gebunden, nur ein Erscheinungsvorgang, und davon kann auch das Erkennen dieses Vorgangs durch die Erkenntnistheorie keine Ausnahme machen. Denn auch sie vollzieht sich mittels der Zeitform und als zeitlicher Vorgang — oder, wenn der Erkenntnistheoretiker diese Entwurzelung seiner eigenen Leistung nicht zugeben kann und will — dann muß er auch zugestehen, daß der Einfluß der Zeitform auf den inneren Sinn überhaupt nicht der alterierende Einfluß ist, der uns verhindern würde, unser Innenleben selbst so zu gewahren, wie es seinem qualitativen Inhalt nach in Wahrheit ist" (129; der Schluß nur hier gesperrt).

Die Fassung dieser Kritik Kants ist allerdings in ihrer Form sehr unvorsichtig; denn wenn man gleich darauf liest: „Die Erkenntnis, daß wir in zeitlicher Form erkennen, kann unmöglich selbst wieder nur eine Erkenntnis in zeitlicher Form, und so zeitlich-phänomenelle Erkenntnis sein" (130), so stellt sich unwillkürlich der Zweifel ein, ob denn Lüdemann überhaupt der Unterschied zwischen transzendentaler und psychologischer Erkenntnisbegründung klar geworden ist. Denn offenbar würde nach Kant die Zeitgebundenheit der psychischen Tätigkeit des Erkennens nicht das Erfassen eines überzeitlichen Sinngehalts ausschließen. Tatsächlich darf man aber ein so rohes Mißverständnis bei Lüdemann nicht suchen wollen, wenn sich auch zeigen wird, wie der Schein desselben fast notwendig entstehen muß. Denn dieser Schein erhält sich, wenn als „Grundsäule" der Transzendentalphilosophie das in der „Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins" sich beurkundende „spontane Subjekt" (138) verstanden wird, und diese Erkenntnis als „Tiefblick dieses Subjekts in eine Mannigfaltigkeit seines eigenen rein qualitativen Wesens" (ebenda) bewundert wird. Auch in der Ausweitung des Erkenntnisproblems auf die Ethik handelt es sich für Lüdemann um „Selbstanalyse" (147). Von Wissenschaft und Kulturgestaltung als objektiven Gegenständen der Erkenntnisreflexion ist in diesen Zusammenhängen schlechterdings nicht die Rede. „Die Vernunft kann sich nirgends anderswo betrachten als in den Ichen und durch die Iche" (149), und in dieser „Selbstanschauung des Geistes" gewinnt die psychische Qualität des Ich metaphysische Realität. „So wie ich mich erlebe, bin ich" (150).

Jedem, der die Tragweite solcher Formulierungen sich klar macht, und der im Übrigen den Scharfsinn der Kantkritik im Einzelnen oft zustimmend unterstreichen möchte, muß es fast schmerzlich offenbar werden, wie hier der dogmatisch an die Spitze gestellte Gegensatz des Physischen und Psychischen gerade Kant gegenüber den Problembefund verhängnisvoll verengt und in Einem fort die ganze Entwicklung Lüdemanns in einen Naturalismus hineinzwingt, dem er selbst doch gerade entgehen möchte. Aber so geht es immer, wenn man seinen eignen Bereich durch den Gegensatz zu einem Andern sich abgrenzen läßt. Das Physische ist längst nicht in sich mächtig genug, um durch den Gegensatz zu sich den „andern" Weltblick zu bestimmen. So wirkt der gekennzeichnete Rahmen der achtziger Jahre sich leider bis in die Elemente der Kantausdeutung hemmend aus. Hinter der raum-zeitlichen Anschauung hätte die Problematik des Gegebenen in seiner vollen Totalität, das Datum des Universums in Natur und Kultur als gegenständliche Mannigfaltigkeit der logischen Besinnung entgegentreten müssen, wenn die Grundfrage der Metaphysik von seiten der Anschauung wirklich hätte aufgerollt werden sollen. So aber, wie es bei Lüdemann geschieht, wird unversehens die Schwere des metaphysischen Datums der Evidenz des Erlebens anvertraut und damit die bloße Subjektivität zum Bett der metaphysischen Realität gemacht.

Aber mit der Anerkennung der Selbstanschauung ist nur erst der eine Punkt berührt, wo Kant der Verbesserung bedarf; der zweite Punkt betrifft die Einsicht in den „Realgrund" des logischen Kategoriensystems. Kant hat sehr Recht, wenn er eine anschauliche Erfüllung der logischen Formen fordert, aber er hat sehr Unrecht, wenn er diese Forderung nur im Bereich des Sinnlichen für realisierbar hält (153). Denn es gibt eine „Metaphysik des Erkennens", es gibt eine Überwindung der formalistischen Leere, in der für Kant die logischen Gebilde verharren; es gibt ein Zusammentreffen von „Wahrheit zeigender Anschauung mit absoluter Logik" (155). So sehr es sachlich unzutreffend ist, wenn man den logischen Gehalt der Kantischen Ideenlehre nach Abzug ihrer kritischen Absicht als bloß der formalen Logik zugehörig erblickt, so scharf ist auf der andern Seite das Problem formuliert, das aus diesem von ihm Kant zugeschriebenen Sachverhalt sich ihm stellt: es ist die Frage, „ob die formale Logik wirklich als die Quelle der transzendentalen Logik betrachtet werden und ihren rein formalen Charakter auf diese letztere übertragen darf, oder ob sie nicht vielmehr umgekehrt ihrerseits die Quelle ihrer Gesetze und Regeln in der transzendentalen Logik hat, aus deren augenscheinlichem Realgehalt sie lediglich abstrahiert ist" (157).

Es ist dieselbe Frage, auf die Hegel hinführt, und die allerdings fundamentale Differenz liegt nur in dem, was

Beide unter transzendentaler Logik verstehen. Daß in der Fassung dieses Begriffs Lüdemanns verwundbare Stelle ist, wird nach dem Vorangegangenen von vornherein wahrscheinlich sein; aber es liegt uns gerade daran zu zeigen, wie tief dieser Denker in den Problemen selbst lebt, und wie fruchtbar es auch für den sachlich anders Urteilenden ist, im Philosophieren sich mit ihm zu begegnen.

Die Frage nach der Sachhaltigkeit der Kategorien, nach der Irrationalität der rationalen Form selbst steht so gut im Mittelpunkt der Hegelinterpretation wie der Erkenntnismetaphysik Nicolai Hartmanns, sie spielt überhaupt tief in die sogenannte phänomenologische Erörterung hinein, die ja die apriorische Schau einer Wesensganzheit betrifft, die also ebenso auf den Aufweis eines apriorischen Gehalts sich richtet. In diese Zusammenhänge ordnet sich also Lüdemanns Frage ein, „woher die Kategorien das haben, was sie nach Kants richtiger Lehre nicht aus den Erscheinungen entnehmen, sondern ihnen vielmehr ihrerseits erst geben" (160). Diese Frage muß notwendig für Lüdemann im Hinblick auf die wiederentdeckte Selbstanschauung ihre Beantwortung finden: „Das wirkliche Wesen der Logik ... erklärt sich ... nur, wenn ihre Kategorien ... einen bedeutungsvollen Inhalt haben, in welchem das Wesen des Seins sich reflektiert, und zwar ... wie wir es als das Wesen unseres eignen Seins in unserer Selbstanschauung direkt erfassen" (164). Das „Gewißheitsgefühl des Subjekts" „behauptet" durch die logischen Formen „sachliche Tatbestände" (167), die nur „Niederschlag unseres Selbsterlebnisses eigener und eigenartiger Individualität" (175) sein können. Es sind die „Grundzüge unserer geistigen Realität" (177), die in der Kategorientafel letzten Endes nach ihrem Ausdruck verlangen. „Die Logik entsteigt unserem eigenen Sein, und dieses erhält sich durch unsern Gehorsam gegen sein in der Logik uns zum Bewußtsein kommendes Lebensgesetz; daher wir denn unsere Einstimmigkeit mit der logischen Norm als die Grundbedingung unserer existentiellen Integrität erfahren" (180). Allgemeingültigkeit kann freilich einer derart individualistisch gefaßten Selbstanschauung nur durch das Vertrauen zuwachsen, daß „unsere Individualität ... auf der Grundlage eines Seinstypus auferbaut" (184) ist, kraft dessen immerhin den Kategorien der Charakter „relativer" (187, 189) Apriorität zuerkannt werden darf.

Daß diese einfache Wiederaufnahme der anthropologischen Ausdeutung Kants im tieferen Sinn nicht befriedigen kann, braucht nicht erst unter Beweis gestellt zu werden. Nach der Seite des Anschauens wie nach der Seite des Denkens — und beides hängt unlöslich zusammen — werden die Probleme, die in ihrer weitgreifenden Bedeutung verheißend auftauchen, einfach zugedeckt mit einem Dogma, das faktisch hinter Kant zurückführt und sehr bald auch offen in dem kritisch verbrämten Gewand der Leibnizschen Monadologie sich darstellt. Deshalb ist es auch sachlich gerechtfertigt, wenn wir den kritischen Bericht hier abbrechen und nur noch kurz den Ausgang der übrigens auch weiterhin interessanten, aber nicht entscheidend weiterführenden Untersuchung skizzieren.

3

Wo die theoretische Kritik Kants das Ich zu einem leeren Etwas überhaupt verflüchtigt, läßt die praktische Kritik es „im unisonen Imperativ der autonomen Vernunft" (261) verschwinden. Damit hat Kant seinerseits den pantheistisch-spinozistischen Idealismus der nachkantischen Philosophie (!) vorbereitet, während daneben die von Lüdemann aufgedeckten Zusammenhänge des Kantischen Denkens „unabweisbar" zur Erneuerung von Leibniz' „pluralistischem Individualitäten-Realismus" auffordern. Der bei Kant in der Erscheinungswelt neutralisierte, aber eben erhalten gebliebene Dualismus des Physischen und Psychischen löst sich in einer „Gesamtanschauung, nach welcher die Sinnenwelt die Erscheinung einer an sich geistig und deshalb auch teleologisch gearteten Welt wahren Seins ist" (267). Die Erkenntnistheorie hat uns von einer qualitativen Realität des „Icheigenen" überzeugt; bei der tatsächlich vorhandenen Einwirkungsmöglichkeit „des uns dunkel bleibenden Realgehalts der uns treffenden Eindrücke" (282) ist aber der Analogieschluß auf dem Ich gleichgeartete „psychische Miturheber der Erscheinungen" zwingend. Somit führt das erkenntnistheoretische Besinnen unausweichlich auf die Grundzüge einer Metaphysik, die ihre Seinsgrundlage in einer „qualitativ-homogenen Gesamtrealität" (294) hat. In ihr wurzelt selbst ein „Normbewußtsein" — das bei dieser Einbettung in das metaphysische Sein zwar letzten Endes von der Freiheit geistiger Entscheidung nicht abhängt, sondern — das „als ein Ferment unserer Entwicklung immanent ist, dessen vorwärtstreibender und dirigierender Einwirkung wir uns nicht zu entziehen vermögen" (349) und das dem Ich letzten Endes aus seinem religiösen Bewußtsein sich schenkt. „So erweist sich die Religion als die materiale Wahrheitsquelle der Wissenschaft" (351).

Damit ist der Übergang zum religionswissenschaftlichen Teil gewonnen, der im engsten Anschluß an Schleiermacher in dem Gefühl und zwar schlechthinniger Abhängigkeit die psychische Grundqualität der Religion aufdeckt und weiter die Entwicklung der Religion bis zum Christentum und zum Protestantismus darstellt, um schließlich die eigentliche Dogmatik vorzubereiten. Hier darf ich eine Beurteilung nicht wagen. Der Zweck dieser ausführlichen Besprechung war der, den nicht leicht zugänglichen erkenntnistheoretischen Teil dem Theologen in seiner Bedeutung näher zu bringen und darin einen Bericht über eine Arbeit zu geben, die durch die nach außen hervortretende religionsphilosophische Stellungnahme leicht übersehen werden könnte. Denn das Problem von Glauben und Wissen wird nicht gelöst, wenn das „christliche Prinzip, als tiefster Inhalt jenes Sichselbsterlebens" zur „Keimzelle" für eine Seins- und Heilsanschauung erhoben wird, die in ihrer theologischen Ausgestaltung „Anspruch auf Allgemeingültigkeit und wissenschaftlichen Wahrheitswert erheben darf" (598). Dieses Wissen, das in einem andern Sinn auch Glaube ist, weil mit ihm in der individuellen persönlichen Eigenart gegründet (605 f.), geht an der wahrlich nicht nur gemachten „Krisis" unserer gegenwärtigen Lage schweigend vorbei. Aber diese Form der Darstellung birgt in diesem Fall wirklich einen Gehalt, in den die Wirklichkeit eines arbeitsreichen Lebens eingegangen ist, und dafür soll dem großangelegten Werke der Dank nicht fehlen, der mit dem Wunsch auf die Vollendung des Ganzen sich verbinden möge.

Bremen Hinrich Knittermeyer

Die Lebensethik Albert Schweitzers

Verfall und Wiederaufbau der Kultur. Kulturphilosophie 1. Teil. Von Albert Schweitzer. München, C. H. Beck 1923; unveränderter Neudruck 1925. 65 S. 2 M.

Kultur und Ethik. Kulturphilosophie 2. Teil. Von demselben. Ebenda 1923. 277 S. 5.50 M.

Wir Menschen von heute leben geistig in einem Zustand babylonischer Sprachenverwirrung, Keiner versteht im Grunde mehr den Andern. Wir sind beruflich und wissenschaftlich in streng voneinander gesonderte Klassen eingeteilt, die in ihrer Spezialisierungstendenz immer weiter auseinanderstreben, immer gemeinschaftsfremder werden und schließlich den Einzelnen so in sich selbst verkapseln, daß er auch die letzten sozialen und geistigen Bindungen nicht mehr kennt und sich immer mehr in eine

Welt- und Menschenfeindlichkeit hineinlebt, die jeden Sinn des Daseins zerstört und damit die Kultur vernichten muß. Wir sind mittelpunktsflüchtig geworden, dem Wesen entfremdet; haben uns längst im Peripheren verloren. Und wenn Kultur schaffen heißt, aus der Mitte des eigenen Wesens heraus so zu leben, daß sich unser Innen organisch nach außen gestaltet, indem die Bildungskräfte unserer unverbildeten Seele sich das nur ihr allein gemäße, genau angepaßte Gehäuse schaffen, dann befinden wir uns heute in der Tat in einer Krise der Kultur, die nicht übersehen werden darf, wenn wir nicht in ihr untergehen wollen. Die organische Lebensgemeinschaft als getreue Eigenprojektion der menschlichen Seele beginnt abzusterben; das Gehäuse ist hart, brüchig und rissig geworden, weil der kontinuierliche Blutzustrom aus dem Zentrum des Herzens irgendwie unterbunden ist und damit das Leben nicht mehr in ruhigen gesunden Bewegungen atmet, sondern nur noch stoßweise in motorischen Reflexen zuckt. Gerade das Leblos-Mechanische, das den Ablauf des privaten und öffentlichen Lebens von heute bis in alle Einzelheiten hinein charakterisiert, ist der Beweis dafür, daß wir aus der Phase organischer Kultur in jenes Stadium der „Überorganisation unserer öffentlichen Verhältnisse" getreten sind, das man in nicht unberechtigt wegwerfendem Sinne mit Zivilisation bezeichnet.

Den Meisten hat erst das aufwühlende Erlebnis des Weltkrieges die Augen darüber geöffnet, wie innerlich morsch und ausgehöhlt unser Dasein geworden ist. So war es aus der seelischen Ermattung heraus, die dem äußeren Zusammenbruch folgen mußte, nur zu verständlich, wenn jene resignierte Spenglersche Untergangsstimmung Platz griff, die in pessimistischer Ergebenheit überhaupt nicht mehr an einen Aufstieg glauben wollte.

Spengler hatte, als der Krankheitsprozeß des modernen Menschen schon in ein akutes Stadium getreten war, hier auf eine Krankheit zum Tode diagnostiziert und den Abendländer schon sein Testament machen lassen. Aber ist es wirklich schon so weit? Sollen und dürfen wir schon mit dem sicheren Abschluß eines Lebens rechnen, das im Hinblick auf alle die kulturellen Möglichkeiten, die in ihm schlummern, genau besehen, noch gar nicht zur vollen allseitigen Auswirkung gekommen ist? Ist nicht vor allem das Herz des Abendlandes, ist nicht Deutschland, trotz der schweren Attacke des Weltkrieges noch jung und lebensfähig genug? pulst nicht gerade hier noch warmes gesundes Blut, das den an manchen Stellen sicherlich sehr kranken Körper der Kultur von neuem beleben und regenerieren könnte? Dürfen wir wirklich verzagen und uns selbst aufgeben?

Es gibt Einen, der uns noch Hoffnung macht und dessen Urteil um so beachtenswerter ist, als er die Krankheitssymptome der modernen Kultur schon in einem weit früheren Stadium erkannt hat, als Spengler selbst. Das ist Albert Schweitzer. Dieser Mann, der, während der Weltkrieg auf dem Festlande wütete, als Arzt und Missionar in afrikanischen Urwäldern ein Leben edelster Menschlichkeit lebte, hat aus seiner räumlich-geistigen Distanz mit unbefangenerem Auge als diejenigen, die unmittelbar in sie verwickelt waren, die Tragödie der Zivilisation sich abspielen sehen. Und mit dem geübten Blick des Arztes, der von den körperlichen Symptomen zurückschließt auf die seelischen Ursachen, erkannte er, daß der Intellektualismus, die seelenlose Oberflächlichkeit unseres alle Gefühlswerte und Gemütstiefen ablehnenden Verstandesdenkens im Wesentlichen verantwortlich gemacht werden müsse für das, was wir heute geworden sind. Die Krankheit des modernen Menschen ist eine Art geistige Bleichsucht; man hat den Schwerpunkt des Lebens willkürlich verschoben, hat auf Kosten des Herzens den Kopf ausgebildet und mit dieser Hypertrophie eines Organs zum Nachteil des anderen die gesunde Wechselwirkung aller im lebendigen Organismus des Einzelmenschen wie seiner Kultur gestört. Das ist, mit Schweitzers Augen gesehen, das Krankheitsbild der Moderne. Im großen Ganzen auf den ersten Blick nicht wesentlich verschieden von der Auffassung, mit der Spengler heute das Abendland beurteilt. Aber doch eben mit dem grundsätzlichen Unterschied, daß Schweitzer an die Möglichkeit einer Genesung vom gesunden Zentrum des Herzens aus glaubt.

In seiner tiefsinnigen „Kulturphilosophie" hat Schweitzer ein kritisches Werk geschaffen, das Krankengeschichte und Heilmethode der modernen Kultur in Einem ist. Er zeigt darin, daß im Grunde genommen nur alles darauf ankommt, den für das Abendland symptomatischen unheilvollen Dualismus zwischen Denken und Wollen zu überwinden. Der Zwiespalt zwischen dem Herzen, das das Gute will und dem Verstand, dem es nur auf das abstrakte Begreifen ankommt, muß in einer höheren Einheit geschlichtet werden. Das ist die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen, an der das Abendland bislang vorbeigegangen ist, ohne sie überhaupt noch in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen; Welt- und Lebensanschauung stehen sich bei uns ohne irgendwelchen organischen Zusammenhang wesensfremd gegenüber. Das rein theoretische Denken, als das sich unsere Wissenschaft heute darstellt, in seiner abstrusen Sucht, alles zu erkennen und der gegenwärtig nun einmal so gewordenen Welt einen Sinn abzusehen, den sie in keiner Weise enthält, hat sich vom Ethos des reinen unverfälschten Lebens soweit entfernt, daß es sich in lächerlicher Überhebung für Alles, dieses aber für Nichts erklärt. Und die Ethik ihrerseits versuchte vergeblich den Anschluß an ein Weltbild zu bekommen, in das sie harmonisch ohne Widerspruch oder grundsätzliche Absage ihre Lebensansprüche eingliedern konnte. Dieses Mißverhältnis wuchs sich schließlich so aus, daß in der abendländischen Philosophie alle ethischen Belange vor der Anmaßung des „reinen" abstrakten Verstandesdenkens völlig zurücktraten. Zwischen Leben und Welt, zwischen Ich und Du, zwischen Innen und Außen gähnte eine Kluft, die nur um so tiefer werden mußte, je weiter sich in seiner Hybris das Denken in jene Enträtselungssucht verrannte, die im Grunde nichts anderes mehr war als die stillschweigende unkritische Anerkennung des Nun-einmal-so-Gewordenen.

Gewiß lief auch die Grundtendenz des Denkens letzten Endes darauf hinaus, diesen unhaltbaren Dualismus zu überwinden. Aber die von Anfang an rein logische Einstellung verschob das Problem auf eine Ebene, in der eine ausgeglichene, beiden Polen des Seins, dem Leben und der Welt, gleich Rechnung tragende Lösung nicht gefunden werden konnte. Die logisch-theoretische Begrifflichkeit dessen, was wir heute „Philosophie" nennen, sucht in falscher Blickrichtung und meint, logische Widersprüche beseitigen zu müssen, wo in Wirklichkeit gar keine vorhanden sind, sondern nur das harmonische Gleichgewicht polarer Wechselbedingtheit hergestellt werden sollte. So ist es dahin gekommen, daß der Verstand das Herz unterjochte und das Gute der Ethik schließlich kurzerhand mit dem nüchternen Zweck indentifiziert wurde, den das abstrakt-theoretische Denken als „Sinn" in die Welt hineinlog. Es war abzusehen, daß die innere Unwahrhaftigkeit dieses Lösungsversuches einmal offenbar werden würde und damit das ganze gekünstelte Gebäude dieses wahrhaft babylonischen Turmes zusammenbrechen mußte. Die ersten Anzeichen der Krise liegen, wenn auch erst später erkannt, schon weit zurück. „Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wo es definitiv wird, daß wir nur in einer aus der Zuversicht des Wissens und Könnens, nicht aber aus tieferem Denken über Welt und Leben fließenden Welt- und Lebensbejahung leben, ist unser Schicksal besiegelt. Die neuzeitliche optimistisch-ethische Weltanschauung, nachdem sie so Großes für die Verwirklichung

von Kultur geleistet hat, muß wie ein auf schadhaften Fundamenten bereits weit hinaufgeführter Bau einstürzen." Mit dieser Feststellung liquidiert Schweitzer den ohnmächtigen Versuch des Denkens, lediglich aus sich heraus zu einer Lösung zu kommen, die Welt und Leben zur sinnvoll-harmonischen Einheit der Totalität zusammenschweißt.

Damit aber war die Krise der Kultur eigentlich schon in ein entscheidendes Stadium getreten. Man erkannte, daß in einem seltsamen trotz Kant weiterwuchernden wissenschaftlichen Hochmut das Denken Ambitionen hatte, die es aus dem genau abgezirkelten Bereich seiner Mittel heraus gar nicht beanspruchen konnte. Diese nunmehr aufdämmernde Einsicht erhärtete sich zu grundsätzlichem Zweifel, und damit war der Aberglaube an die „exakte", d. h. allmächtige Wissenschaft gebrochen. Das Irrationale, das man bisher nur angesehen hatte als ein rationaliter noch nicht Erfaßtes aber Aufzulösendes, gewann jetzt wieder einen positiven Eigenakzent, vor dem der Verstand Halt zu machen hat. „Die Aussichtslosigkeit des Unternehmens, den Sinn des Lebens in dem Sinn der Welt zu begreifen, ist zunächst damit gegeben, daß in dem Weltgeschehen keine Zweckmäßigkeit offenbar wird, in die das Wirken der Menschen und der Menschheit irgendwie eingreifen könnte." Mit dieser Anerkennung der unübersteigbaren Schranken des auf die Welt hin orientierten wissenschaftlichen Denkens bereitet sich ein Umschwung vor, der für die ethische Problemstellung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Man sucht das Rätsel des Menschen nicht mehr aus der Welt heraus zu begreifen, sondern man entdeckt jetzt im Ethos des Lebens selbst das „Gesetz, nach dem wir angetreten". Das Verdienst, diese entscheidende Umstellung von einer Ethik als Wissenschaft, die das Gute gleichsam nur in Form von Zweckgemäßheit aus der Welt ablas, zu einer wirklichen Lebensethik, die abseits jeder Gedankenkünstelei, in der Forderung nach Erfüllung des menschlichen Wesens grundsätzlich aus dem Rahmen des Theoretischen heraustritt, das überragende Verdienst, diese neue kopernikanische Wendung in ihrer ganzen Tragweite für die Kultur und damit für die Überwindung ihrer Krise fruchtbar gemacht zu haben darf Albert Schweitzer mit vollem Recht für sich beanspruchen. „Die Weltanschauung kommt aus der Lebensanschauung, nicht die Lebensanschauung aus der Weltanschauung. Das neue Vernunftdenken jagt also nicht dem Phantom nach, über den Sinn der Welt wissend zu werden. Es läßt die Erkenntnis der Welt als etwas für uns ewig Unerreichbares dahingestellt und sucht über den Willen zum Leben in uns zur Klarheit zu kommen."

Mit dieser Einstellung ist die Basis jenes gesund-naiven, unvoreingenommenen, voraussetzungslosen Vernunftdenkens wiedergewonnen, die der moderne Mensch in seiner logisch-gewalttätigen Wissenschaftlichkeit eben verlassen hatte. „Im alten Rationalismus unternahm es die Vernunft, die Welt zu ergründen. Im neuen hat sie als ihre Aufgabe zu erfassen, über den Willen zum Leben, der in uns ist, ins Klare zu kommen. So kehren wir zu einem elementaren Philosophieren zurück, das wieder mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung, wie sie den Menschen unmittelbar bewegen, beschäftigt ist und die wertvollen Ideen, die in uns sind, zu begründen und lebendig zu erhalten sucht. In Lebensanschauung, die auf sich selbst gestellt ist und sich in aufrichtiger Weise mit dem Welterkennen auseinandersetzt, wollen wir wieder Kraft zu ethischer Welt- und Lebensbejahung finden." Zwanglos ergibt sich hieraus unmittelbar eine menschliche Grundhaltung, durch die dem Dasein ein Sinn von innen heraus gesetzt wird. „Meine Existenz geht auf die Ziele des geheimnisvollen, universellen Willens zum Leben ein, von dem ich eine Erscheinung bin." Dieses elementare Grundgefühl schlichten „Ergriffenseins von dem unendlichen, unergründlichen, vorwärtstreibenden Willen, in dem alles Sein gegründet ist" ist die Ehrfurcht. Damit aber, daß dieses Urgefühl, das wesensmäßig religiös ist, sozusagen zum Lebensraum gemacht wird, in dem das Ethos eingebettet ist, vollzieht sich die grundsätzliche Abkehr von jeder naturphilosophisch begründeten Ethik ebenso wie von jeder autonom-solipsistischen Pseudoethik. Nicht in hemmungsloser Willkür des Egoismus wütet der Mensch, nicht in blinder Abhängigkeit eines unentrinnbaren Naturgeschehens ist er gefangen, sondern in höherer sich selbst überwindender Freiheit gibt er sich freiwillig zurück an ein Seiendes, das in ihm, wie in allem, was lebt, webt und west. „Demütig und mutig zieht er so seines Weges, durch das endlose Chaos der Rätsel, seine geheimnisvolle Bestimmung erfüllend, das Einswerden mit dem unendlichen Willen zum Leben verwirklichend."

Ist das nicht Mystik? Allerdings, aber doch eben eine besondere Art. Hier ist nichts zu merken von jener quietistischen Beschaulichkeit, die abseits des tätigen Lebens genießerisch die Seligkeiten des Entrücktseins kostet. Diese „abstrakte Mystik" lehnt Schweitzer wegen ihrer notorischen Unfruchtbarkeit ab. „Mystik, die für sich ist, ist das Salz, das dumm wird." Bloße spiritualistische Hingebung an das Ursein, ist gleichbedeutend mit Auflösung und Vernichtung der Persönlichkeit. Und gerade auf die Persönlichkeit kommt es doch dem Ethiker an, der zwar die Unmöglichkeit einer Ethik per se eingesehen hatte, aber trotzdem in ihr doch den unumgänglichen Weg erkennen mußte, auf dem der Mensch letztlich wieder über sich hinauswachsen sollte. „Die Frage, was wir aus unserem Leben machen sollen, ist nicht damit gelöst, daß man uns mit Tätigkeitsdrang in die Welt hinausjagt und uns nicht mehr zur Besinnung kommen läßt. Wirklich beantwortet werden kann sie nur durch eine Welt- und Lebensanschauung, die den Menschen in ein geistiges, innerliches Verhältnis zum Sein bringt, aus dem sich leidende und tätige Ethik mit Naturnotwendigkeit ergeben."

Mit dieser mystischen Ethik oder ethischen Mystik ist aber — das muß beachtet werden — erst tatsächlich die Dimension des Philosophisch-Theoretischen verlassen und der Schritt in die Wirklichkeit getan. Erst jetzt befinden wir uns auf dem Boden der Faktizität, im Gebiet des (wortwörtlich) „Konkreten", des Zusammengewachsenseins von Mensch und Welt. In den Kosmos, dem er sich durch weltflüchtiges Denken entfremdet hatte, kehrt der sich im Ethos Bejahende zurück. Von der toten Geistigkeit, in die er sich verloren, findet er wieder heim in jenen natürlich-harmonischen Zustand des Eingebettetseins in den Kosmos, der ihm ursprünglich eignete und den wiederzuerlangen das legitime, aber theoretisch eben oft verkannte Ziel einer jeden Ethik war. Im Wiedereingehen in das Wesen, das in allem lebt, findet Schweitzer so in seiner Ethik die natürliche Lebensaufgabe des Menschen wieder. Die Selbstvervollkommnung, die Kernaufgabe jeder ethischen Problemstellung ist nicht mehr nur Selbstzweck, sondern findet ihre sinnvolle Erfüllung erst in der Selbstüberhöhung der Hingebung des Ich an das Du des Menschen nicht nur, sondern alles Lebendigen. „Von Hause aus ist die Ethik der Selbstvervollkommnung kosmisch, weil Selbstvervollkommnung in nichts anderem bestehen kann als darin, daß der Mensch in das wahre Verhältnis zum Sein, das in ihm und außer ihm ist, komme. Aus der natürlichen, äußeren Zugehörigkeit zum Sein will er eine geistige, innerliche Hingabe an dieses machen und sein leidendes und tätiges Verhalten zu den Dingen durch diese Hingabe bestimmt sein lassen." Hier ist also wirklich die ungespaltene Einheit von Welt- und Lebensanschauung in einer kosmischen Ethik nicht nur bewußt ins Auge gefaßt, sondern auch tatsächlich erreicht. Und das durch den verblüffend einfachen Kunstgriff, indem der Mensch einfach in den Kosmos als seine ureigenste Lebensatmosphäre hineingestellt

wird, aus der sich dann ganz organisch und ungezwungen der Sinn und die Aufgabe seines Daseins herausentwickelt. „Da im Weltgeschehen keine Motive ethischen Handelns zu entdecken sind, muß die Ethik der Selbstvervollkommnung die leidende und die tätige Ethik also miteinander in der nackten Tatsache der geistigen, innerlichen Hingebung an das Sein entstehen lassen. Aus dem Akte als solchem, ohne Voraussetzung irgendwelcher ethischen Qualität des Seins, muß sie beides herleiten. Erst dann ist das Denken, ohne Naivitäten und Hinterlistigkeiten begangen zu haben, zu vollständiger Ethik gelangt." In der Tat ist erst dies eine vollständige Ethik, weil in ihr Leben und Welt zu untrennbarer Einheit zusammenschmelzen. Aus dem unmittelbaren ehrfürchtigen Gefühl des Ergriffenseins vom Willen zum Leben, der alles Seiende der Welt gleicherweise durchpulst, bietet sich von selbst der Sinn und die sittliche Aufgabe des Lebens dar. „In wundervollen Harmonien erklingen nun alle Töne der Ethik, von den Schwebungen, in denen Resignation beginnt als Ethik vernehmbar zu werden, bis hinauf zu den hohen Tönen, in denen Ethik in die Geräusche der von der Gesellschaft als ethisch ausgegebenen Bestimmungen übergeht." Nicht Abseitigkeit, Weltflucht oder Weltbekämpfung, sondern Versöhnung von Welt und Leben, All und Ich, Kosmos und Menschentum ist das Ziel der Schweitzerschen Ethik. Und in dieser weltbejahenden, vom Religiösen belebten Grundhaltung liegt ihre große Bedeutung für die Gesundung unserer Kultur.

Wir stehen, von Schweitzer geführt, vor einer entscheidenden Erkenntnis. Die Hybris, der unerträgliche Kulturdünkel des modernen Menschen hatte ihm alle Möglichkeiten zur Schaffung einer wirklichen Kulturgemeinschaft endgültig verbaut. Haß und Lüge war bisher die Atmosphäre, in der wir mehr gegen als miteinander lebten. So sehr, daß schon Vielen, Allzuvielen der Glaube an das Gute im Menschen und die Hoffnung darauf, daß sein Ethos wirklich noch Werte schaffen könnte, die nicht dem Kampf, sondern der Liebe, nicht dem Elend, sondern dem Glück dienten, verloren gegangen waren. Da steht in den Zeiten höchster seelischer Not Einer auf unter uns, der einen Ausweg kennt aus dem Labyrinth. „Nur das Besinnen auf alles, was zum wahren Menschentum gehört, kann uns davor bewahren, daß wir uns in den Zuständen fortgeschrittenster äußerer Kultur von der Kultur selbst verirren. Erst wenn diese Sehnsucht, wieder wahrhaft Mensch zu werden, in dem modernen Menschen entzündet wird, kann er sich aus der Verirrung heimfinden, in der er jetzt, von Wissensdünkel und Könnensstolz geblendet, herumwandelt." Dem titanischen Trotz der Selbstüberhebung weicht die demutsvolle Gebärde der Ehrfurcht, mit der sich der Mensch zurückgibt, an ein Höheres, das nicht von dieser seiner eigenmächtig verbildeten Welt ist. Und siehe da, das Wunder geschieht. Die verschlossenen Brunnen des Lebens öffnen sich, der starre, kalt und leblos gewordene Körper der Kultur belebt sich von neuem, die freie sonnige Luft, in der wir, aus muffigen Kellern unserer Selbstverkapselung erlöst, wieder atmen dürfen, füllt sich mit den unzähligen sympathetischen Schwingungen, die Mensch und Tier und Pflanze, kurz alle Träger des Lebens, miteinander in Berührung bringt, und eine tiefe, unser innerstes Wesen durchzitternde Freude zum Leben kehrt da ein, wo bisher Trauer und Verzweiflung als dunkle Schatten lagerten. An die Stelle engherziger verbissener Feindschaft tritt jene edle Ökumenizität, die nicht nur nachsichtige Duldung des Andersartigen ist, sondern geboren wird aus der bejahenden spontanen Liebe zu jenem alles durchflutenden Wesen, das in Welt und Leben, in Ich und Du ewig lebendig ist. Und aus dieser Abkehr von allem Spaltenden und Verneinenden, aus der grundsätzlichen Bejahung alles dessen, was uns wesensmäßig aus den tiefsten und letzten Gründen des Seins heraus eint, wächst wie von selbst jene „Gemeinschaft der Heiligen", die von Alters her das heißersehnte Wunschbild einer jeden Kirche als der echten, weil religiösen Lebensform der Kultur überhaupt ist.

So mündet die Kritik, die Schweitzer an der Kultur zu üben sich gezwungen sah, aus in das Evangelium der Liebe. Etwas Neues ganz gewiß nicht für den, der das Christentum als die Welt- und Lebensanschauung des Menschen einmal erkannt hat. Aber auch nicht darin ist die Bedeutung dieses Mahners zur Umkehr zu suchen, daß er etwas Neues brächte. Über das Christentum Christi wird kein Sterblicher je hinauswachsen können. Und dennoch liegt ein Verdienst, in diesem „Wandelt euch!" Ein Verdienst, das nicht gering geachtet werden darf, weil es größer ist als das aller derer, die bis heute nur das Gute doziert haben. Das ist das ungewollte Verdienst dessen, der seine Lehre lebt. Denn hier liegt der ganze Nerv unserer Kulturkrise: wir haben über dem Wissen das Leben vergessen. Und so ist es gekommen, daß wir die schlichte Wahrheit, die wir als Christen alle im Herzen tragen, heute wieder wie eine neue Offenbarung empfinden, weil sie uns einer vorlebt, der dem verlogenen, in sich selbst zerfallenden Europa den Rücken kehrte, um in den Urwäldern Afrikas durch ein Dasein, das dem hingebenden Dienste an aller hilfsbedürftigen Kreatur geweiht ist, den Wesenskern echter Menschlichkeit rein und unversehrt in sich zu erhalten. Der Sieg des verantwortungsschweren christlichen Lebens über die pflichtenferne tote Geistigkeit einer wissensüberladenen Zivilisation — das ist Albert Schweitzer.

Stettin Carl Dyrssen

Belial

ein unwahrscheinlich Mensch- und Teufelsspiel in einem Vorspiel und vier Bildern von Fritz Philippi — Uraufführung Wiesbaden 8. Mai — Buchausgabe Verlag der Bücherstube am Museum Wiesbaden. 75 S. 2 M.

„Ich bin mir bewußt, mich an eine höchste Aufgabe (Faustdichtung) gewagt zu haben, nämlich Zeitgeschehen in ein ewiges Gewand zu kleiden" sagt der den meisten Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Dichter selber von dieser seiner neuesten Schöpfung. So wenig wie in seinen andern Dichtungen kann und will er den Theologen und Pfarrer verleugnen. Mag dieser Umstand auch der Bühnenwirkung auf die breite Masse hinderlich sein, mag sich das Durchschnittspublikum noch so sehr angepredigt fühlen, mögen, wie es Vielen ging, die vor der Aufführung das Buch nicht gelesen hatten, Feinheiten verloren gegangen sein, die dramatische Wucht des Geschehens bleibt überwältigend. Es ist tatsächlich ein faustisches Ringen, in der Sprache der Moderne für den modernen Menschen, darum eben doch nicht vergleichbar mit der klassischen Ruhe Goethescher Abgeklärtheit. Den Menschen unserer Zeit mag dieser „Belial" mächtiger erschüttern, in seinen tiefsten Tiefen mehr aufwühlen, Goethes Faust ihn schließlich mehr befrieden. Hier wie dort eigenstes, persönlichstes Erlebnis und Bekenntnis des Dichters.

Philippi hat den kommenden, dann den zum Austrag gelangten und bis heute sich noch austobenden (eigentlich uralten) großen Krieg Aller gegen Alle in der Heimat und an der Front erlebt, vielleicht so erlebt, wie nur Wenigen es gegeben, als qualvollste aller Schicksalsfragen. Nur aus der Tiefe geht der Menschheit Weg zur Höhe, zur Vollendung. „Von der Hölle zum Himmel" könnte man das Leitmotiv der ganzen Dichtung bezeichnen; ein Triumph des Glaubens und der Liebe über alle Macht der Finsternis.

So schon im Vorspiel. In freier Unterwelts-Mythologie läßt der Dichter vor Groß-Satan, dessen Stimme man nur hört, als dessen Unterteufel Belial, den Liebesdämon, Beelzebub, den Herrn der Plagegeister Krankheit, Sorge, Laster, Elend, Hunger, und Samael, den Todesteufel, erscheinen. Wie zu einer Walpurgisnacht sind

die Vertreter der Hölle versammelt, „am End der Welt", am „Engpaß der Mitternacht, die aus dem Zeitenabgrund sich vom Lager hebt". Belial, in Menschengestalt, hat eine Jungfrau mitgebracht, die glaubend, liebend bis an den Ort des Schreckens ihm gefolgt, zum Opfer für ein höllisches Abendmahl. „Um Menschenwesen zu verstehen, bedürfen wir alljährlich eines Tropfens Menschenblut, noch unverfälscht und rein, von einer Jungfrau. Sonst wirkte Teufelslist ins Leere." Groß-Satan, der wie zum Gericht über seine ihm schon zu vermenschlichten Knechte kommt, warnt vor dem „Andern droben, dem ewigen Lächler. Ihr dient ihm wider Willen, haltet sein Werk im Gang." Wie richtig der Böse da sieht, beweist sogleich der Abfall Belials — es gibt also auch Abfall vom Teufel, nicht Abfall nur von Gott! — der von der Treue der Geliebten erschüttert, nicht von ihr, nicht vom Menschentum lassen kann. „Vor dir, du Glaubensbild, als Teufel stehen, heißt sich selber hassen." So entreißt er dies Opfer dem gierigen Teufelschor. Glaube und Liebe, versinnbildlicht durch das Kreuz auf der Jungfrau Brust, vor dem die Dämonen fliehen müssen, rettet die Liebenden vor der Rache der Hölle. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Das erste Bild „Belial als Meister" — nach fünfundzwanzig Jahren — zeigt, wie er, durch sein frühverstorbenes Weib ganz Mensch geworden, der Menschheit zum Segen „der Unterwelt Schatzkammern geöffnet, der Urkraft Riesen aus dem Schlummer geweckt", Wunderwerke der Technik geschaffen zu haben meint. Kindlicher Stolz erfüllt darob seine Schüler. Zeit, Raum, Luft scheinen ihnen überwunden. Die dankbare Stadt will dem Meister ein Fest bereiten. Da erscheint ihm Beelzebub:

Die Hölle gratuliert! —
Jetzt wird durch dich, was Satan wollte:
Verdinglichung der Welt!
Der Mensch wird Nebensache.
Jetzt kommt der Kampf der Hölle mit dem Himmel
zum Austrag. — — — — — — —
Leibeigen der Maschine, krumme Rücken,
gezerrte Arme, Beine tretet an
zum Wirbeltanz mit Eisenräderschwung! —
Arm, Bein, Kopf, Herz schreit: „Halt! Halt!" und
der Mensch muß mit, bis mit dem letzten Tropfen Schweiß
ihm Mark und Leben ausgepreßt.
Denn unersättlich tanzt
mit stählernen Gelenken ihn zu Tod
die Partnerin Maschine.
— Notwendigkeit durch dich.
Die Hölle steigt auf zur Oberwelt.

Erschüttert durch diese Erkenntnis vom Fluch des Rauschs des Mechanismus und Industrialismus — „ein Urverhängnis setzt schon in des Lebens Keim die Made der Vernichtung" — sagt der Meister das Fest ab und läßt durch seinen treuen Famulus die Wunderwerke der Festausstellung in die Luft sprengen.

Noch ist die Menschheit nicht reif für die neuen Entdeckungen. Den enttäuschten Festgästen, die ihn zum Ehrenbürger machen wollten, den für sie noch Namenlosen, nennt er sich jetzt: „Ich heiße die Gefahr" und auf die Frage: „Wer seid Ihr?" — „Vielleicht bin ich erst jetzt, was ich gewollt, der Anlaß eurer größten Tat, wenn ihr euch selbst bezwingt." Doch vergebens ist alle Warnung. Der Menschen Hybris kennt keine Grenzen. Noch immer will Prometheus den Himmel stürmen in selbstvermessner Grenzenlosigkeit. Doch sein Geschenk bleibt zwiespältig zweifelhaft, nie reine Wohltat. Zerstört ist alles Gleichmaß, alle Harmonie.

Was kommt und geht, ist alles zwiefach,
Der Mensch selbst — Dämon halb, halb Kind.
Ich wandre, wie ich kam.
In sieben Jahren kehr ich wieder.
Ihr werdet mein gedenken.

Das zweite Bild führt uns zunächst mit einem wie Wetterleuchten das weitere teuflische Geschehen erhellenden Prolog Beelzebubs (als Nachtwächter) und einer köstlichen Einbrecherszene die unaufhaltsam verderblich, zwangsläufig fortschreitende Entwicklung vom Industrialismus zum Mammonismus und unersättlich machthungrigen syndikalistischen Kapitalismus vor Augen, vertreten durch des Meisters ältesten Schüler aus dem ersten Bild, der in glänzendem Aufstieg „Chef" geworden ist der „Milliardenfirma Zinserling und Sohn". Aber schon hat unselige Hast und Hetze dem Sklaven des Geldes die Lebenskraft verzehrt. Vergebens rät der Arzt zur Ausspannung, beschwört der Sohn, in dem eine feinere Zukunftsgesinnung anklingt. Die Geldmaschine frißt den, der alle Macht der Welt in sich zusammenfressen möchte.

Es geht ums Ganze. Wer den Rohstoff hat,
hat ganz Europa. Völker nimmt
man mit in Kauf wie Raupen auf dem Kohl.

Das Geldfieberdelirium steigt aufs Höchste. Weltkriegsgefahr muß aufblitzen, Wettkampf der Zahlunendlichkeit, Vernichtung aller Konkurrenz, des kleineren Eigenlebens.

Da kommt auch hier der Warner und Prophet, Belial, der Weltenwanderer, Führer der Zukunft und der Jugend, Sachwalter der Unterdrückten, Namenlosen:

Du, Deinesgleichen hat sich überlebt.
Die Zeit schreit nach Beseelung.
Der Mensch wird wieder Weltanliegen;
Die Sorge aller Sorgen.
Nicht Rohstoff, Sachwert?

wirft erstaunt der Chef entgegen. Doch Belial fordert dringender der Menschheit Rechte:

Das Perpendickel schwingt zurück! ...
Erst mußtet ihr die Menschnatur
aussetzen wie in gläsern starren Hohlraum,
bis, unter Atmosphärendruck gepreßt,
Der Geist schrie zu sich selbst.

Nun ist dem Chef die folgenschwerste aller Entscheidungen in die Hand gegeben: Friede, Freude, Menschenwürde allem Volk in gegenseitigem Vertrauen zwischen Unternehmer- und Arbeitertum oder in Angst vor der „Widersetzlichkeit" und vor Machtverlust Gewalt, Zwang, Blutvergießen, Krieg! Zusammenbrechend wählt er das Letzte und zündet sterbend den Weltbrand an.

Die Überstürzung maßloser Wirtschaftssteigerung mußte die Explosion des Krieges bringen. So führt uns das dritte Bild in den Stollen einer Minörkompagnie. Erdrückend wirkt auf diesem Bühnenbild die Erdmasse über den lebendig Begrabenen, erschütternd hoch über ihnen vor fahlem Horizont die vielen kleinen Kreuze auf Kriegsopfergräbern. Was sich da drunten abspielt, ist in besonderem Maß ureigenstes Erleben des Dichters von der Front. Es ist der feinste Teil des Spiels; Belial wird wieder zum Hauptträger auch der Handlung, diesmal als „Alter Mann" der Kompagnie, als Geist der Menschlichkeit und väterlicher Freund der verzweifelten Kameraden. Sein Gegenspieler Beelzebub ist der „Befehlshaber", teuflich brutal und frivol. Zu Beelzebubs Ärger bringt der „Alte Mann" mit seinem „Dauerlächeln über alles", mit manchem guten Wort, einmal mit einem Sträußchen Veilchen und Himmelsschlüsseln Sonnenfreude und Frühlingshoffen, goldene Bilder süßester Erinnerung in des dumpfen Erdenkerkers Qual. Er ists auch, dessen Menschlichkeit es ganz in Ordnung findet, daß mit dem nahen Feind da unten eine heimliche Verständigung besteht. Vor jeder Sprengung geben sie einander zur Warnung das Bergmannszeichen. Nun ist alles an den Tag gekommen. Strengste Befehle verhindern weiteres Zeichengeben. Der „Alte Mann" wills dennoch auch diesmal, sich selber mit vernichtend, ein Opfer für die Andern. Da faßt ihn „Befehlshaber" Beelzebub und befiehlt ihm zur Strafe, selbst die Mine, eine doppelte Ladung, gefährlich selbst für die Angreifer, springen zu lassen. Da wird ihm auch diese neue fürchterliche Aufgabe zur göttlichen Sendung und zur Botschaft der Todesüberwindung durch ihn für Alle:

Was sterben kann, von dem geht Leben aus! ...
— Wir töten betend!

Die Minöre sind aufs Knie gesunken. Der Befehlshaber tobt über die „Narretei", will selber sprengen, der Kriegsfreiwillige kommt ihm zuvor, von heiliger Begeisterung durch des Alten Mannes Wort erfüllt: „Gib mir die Tat und laß mich sterben!" Die Mine entlädt sich. Alle stürzen zu Boden, der Befehlshaber verschwindet fluchend, der Alte Mann steht allein und streichelt den Kriegsfreiwilligen:

Jungchen! ...
Durch dich ist mehr geschehn,
als jetzt zu sagen ist ... du bist der Erstling
im Neuen Reich.
Bald wird es eingeläutet.

Ehe wir dies Letzte, Höchste auf der Bühne erleben, noch ein Wort über Eins, das der Dichter — und hier hat er sich selber ganz in seinem Helden verkörpert — nicht müde wird, immer wieder hervorzuheben. Im Kriegsgeschehen hat er wie sein Belial das in allem Zwiespalt menschlicher Verworrenheit so lang gesuchte große E i n f a c h e gefunden. Im Schützengrabendasein, im steten Angesicht des Todes, in Erde rings gebettet und droben weit den einen Himmel nur — und alle gleich in ihrem Schicksal — hält ers „mit dem, was einfach ist, wie Erde, Hauch und Ton, mit dem Kamerad". So deutet er den Sinn des Krieges ganz anders als Beelzebub, dem er als Triumph der Hölle erscheint und der sich weidet im Entsetzen der Menschen und ihrer vielfältigen Verrohung. Nein, ein Andres ists, ein wirklicher Gewinn der Menschenseele. So kann er dem Spott des siegestrunkenen Teufels entgegnen:

All Männervolk und alle gleich und grau,
weitab von Frauen- und Kinderstimmen,
seit Jahr und Tag aus einer Schüssel essend,
das gleiche Hoffen, Bangen, Schuldig werden.
So hätt ichs nicht der Menschheit eingehämmert,
wie unter Eisenwettern ihr.
Hab Dank für deine Hilfe wider Willen.
Dem Menschgewordnen, mir, warst du dienstbar,
daß eine Sprache allen Zungen ward
zum Aufschrei: Laßt uns wieder Menschen werden!

Der Vorzug dieser beiden Bilder im Kontor des Chefs und im Schützengraben vor dem ersten Bild besteht darin, daß hier in lebendigster Anschaulichkeit g e z e i g t wird — auch in Nebenzügen, wie in der Einbrecherszene — der furchtbare Fluch der Geld- und Machtgier, die entsetzlichen Folgen des Neides und Hasses zwischen Menschen und Völkern, während im ersten Bild eine entsprechende Szene fehlt, die die physischen und psychischen, sozialen und moralischen Nöte des Maschinenzeitalters an etwa von Beelzebub als Demagogen aufgehetzten, durch Sabotage gegenüber dem allgemeinen Festrausch protestierenden Arbeitern und ihren Familien gezeigt hätte. Doch kann man sagen: diese Bilder sehen wir alle leider sonst ausgiebig, so daß es schließlich genügen mag, wenn Beelzebubs Rede uns eben so drastisch daran erinnert, wie sein Belial selber in seiner Fest- und Meisterfreude ernüchtert wird. Auch ist ja erst der Anfang jener Entwicklung im Belial gesetzt. Nur Augen, die sich zum Hellsehen öffnen lassen, können den zwangsläufigen Fortgang erfassen; und was die folgenden Bilder bringen, liegt doch in derselben Linie und entbehrt ja keineswegs darstellerisch vermittelter zwingender Überzeugungskraft.

Das v i e r t e und letzte Bild spielt in einer Türmerklause. Misericordia „Barmherzigkeit" heißt eine heilige Glocke dort, seit langem stumm, da sie der Unschuld Bürge war geworden, „die Stimme Gottes", die erst wieder läuten darf, wer gottbegnadet ihr genaht und Retter wird bei ihrem Ton für alles Volk. Pflichteifrig wacht der eisgraue Türmer, daß kein Unwürdiger sich an ihr vergreife. Da tritt herein des „Neuen Reiches Obmann" Belial, geleitet von dem „Erstling", dem Kriegsfreiwilligen des dritten Bildes. Im weißen, friedvollen Lichtgewand, wie auferstanden aus dem Grab des Kriegs. Noch wehrt der Türmer Belial, der die Glocke läuten möchte: „Wer bürgt, daß meine Glocke nicht entweiht wird?" Und drunten harrt indes das Volk, brausend erschallt der Ruf: Misericordia, gedeutet von des Reiches Obmann:

O Rufen der Barmherzigkeit! Es ruft,
wie eine Henne ihre Küchlein sammelt.
Der Gang des Werktags wird beseelt;
die Vielgestalt der Tagewerke
zu einem Wollen lebenseinsgestimmt.
Arbeit als Volksdienst wird zum Pulsschlag
des neuen Reichs.
Das Kapital tritt in den Dienst der Wohlfahrt.
Maschine wird Nothelferin.
Die Arbeitgeber-Nehmerschaft schwört ab
dem Neid, weil Jeder am gesamten Wesen
sich Hand in Hand beteiligt fühlt.
So wird zum Staat die Masse, wird
Menschwerdung Aller!
Wer jetzt am meisten dient, ist Meister.

Doch noch verlangt der Türmer nach einem Bürgen. Da wird es plötzlich dunkle Nacht, und Beelzebub erscheint, Belial als Teufel bloßzustellen und das von ihm geschilderte Paradies der Zukunft zu verhöhnen. Belial kann darauf nur „die letzte Stimme" zur Entscheidung anrufen; entscheidet sie nicht für ihn, der keinen Bürgen findet und darum die Glocke nicht läuten darf, dann hat er sich geirrt, wenn Sehnsucht nach Erlösung in Menschenherzen Mitleid ihm erweckt.

Dann trägt kein Geist, von ewigem Sein erfüllt,
die Welt im Odem seiner Vaterschaft?
Nicht hat, leidvoll-welteinverleibt,
sich im Geschöpf Gottheit ans Licht gewagt?
Weh meinem Aberwahne dann, daß ich
im Hintergrund der Urzusammenhänge
ein weh Getön vernahm von einer letzten Stimme,
zusammenklingend mit dem Welten-Ach und -Weh:
Misericordia! ...

Dieser Klage antwortet neuer Hohn Beelzebubs.

Samael erscheint, um mit Beelzebub Belial zu überwältigen und der Hölle zurückzubringen. Mitten in diesem gespenstischen Ringen schreitet des Türmers Enkelin traumhaft geleitet zum Glockenstuhl empor, der hell aufleuchtet. Da geschieht das Wunder: die Glocke läutet von selber über den erhobenen Armen des Mädchens. Die himmlische Stimme der Geliebten Belials ruft: Misericordia in excelsis hominibus bonae voluntatis! Die Teufel entschwinden wütend als Besiegte. Sterbend verklärt bekennt des Neuen Reiches Obmann:

Wie hält mich unter den Armen solch tragend Erbarmen
und leitet mich schwebend hin?
Gelöst sind alle Glieder. Willkommen ihr Brüder,
daß ich entlastet bin!
Reichsarbeits-Anfang läutet ein!

Wir fragen: ist des Dichters Absicht erfüllt, „Zeitgeschehen in ein ewiges Gewand zu kleiden?" So lange es Menschen gibt, wird der Kampf um die Seele immer wieder entbrennen. Die Mächte der Veräußerlichung und Entpersönlichung werden stets am Werke sein und die geknechtete und zertretene Seele aufschreien lassen in unstillbarer Sehnsucht nach Freiheit, Freude und Würde. So wird es auch nicht fehlen an der Stimme des Propheten, der diesem heiligen Sehnen Ausdruck und Auftrieb gibt. Philippi ist ein Prophet in seinem Belial, ein Prophet des Evangeliums der Liebe Jesu und seines Gottesreichs, wenn das auch mit keinem Worte genannt wird. Der Held gewinnt zuletzt etwas Christushaftes; die Handlung ist zeitlos und stellt uns vor ein Problem, das immer neu nach Lösung verlangt. Mag man sagen, in unsrer schnellebigen Zeit habe das Interesse für die Dinge vor, in und unmittelbar nach dem Krieg im breiten Publikum schon sehr nachgelassen, also, daß der im Belial verarbeitete Stoff etwas spät erscheine: das, worum es eigentlich geht, veraltet nie. An der Vergiftung, die hier aufgezeigt wird, krankt unser Volk, die ganze Menschheit heute so sehr wie gestern. Darum bleibt Philipps Belial

eine Bußpredigt, gewaltig und eindrucksvoll, und man möchte ihr eine ständig wachsende Gemeinde wünschen.

Auch darin zeitlos ist die Dichtung, daß nicht, wie Mancher denken mag, Pazifisten, Sozialisten oder gar Kommunisten sie für sich besonders in Anspruch nehmen könnten, etwa unter dem Hinweis auf des Dichters bekannte politische Einstellung. Über Tendenz und Partei ist die Dichtung erhaben. „Der Menschheit ganzer Jammer" ist in ihr enthüllt, aber das Licht der Welt ist in ihr entzündet; der Hohn der Hölle verdeckt nur mühsam ihre Ohnmacht gegenüber den Zielen Gottes. Die grandiose Idee, einen Teufel von Satan abfallen, ihn den Weg von ganz unten nach ganz oben gehen und ihn die Menschheit führen zu lassen, ist der Ausfluß des siegesfrohen Christenglaubens unsres Dichters.

Wenn sein Werk mit allzu gedanklichem Ballast und oft dunklem Ausdruck beschwert ist, wenn unser heutiges Publikum es in allen Einzelheiten kaum verarbeiten kann, so haben bei der Wiesbadener Uraufführung die Darsteller diese Schwierigkeiten für sich und ihre Hörer in erdenklichstem Maß überwunden. Eben in persönlichstem Austausch mit dem Dichter hat der Vertreter der Titelrolle, Herr Momber, in großartiger künstlerischer Leistung sich in den Geist der Dichtung eingelebt, und sein Gegenspieler Dr. Gerhards als Beelzebub erschien schlechthin unübertrefflich in jeglicher echter Teufelei. Auch die andern Darsteller waren auf der Höhe, und Spielleitung wie Bühnenbilder dienten so vollkommen wie nur denkbar der eindrucksvollen Wiedergabe der Dichtung.

Möchte sie auch an andern Orten recht oft in gleich vorzüglicher Weise zu sehen sein und an ihrem Teil dazu beitragen, daß unsre deutschen, vielfach so entarteten Bühnen wieder mehr Stätten der Volksmission im weitesten und besten Sinne des Wortes würden. Unsre Freunde aber werden es dem Dichter Dank wissen, daß er diesen kühnen Wurf gewagt, daß er gestaltet, was er gestalten mußte, und gesagt, was er nicht anders sagen konnte.

Caub am Rhein Rudolf Michel

Abseits der Heerstraße

Die deutschen Theater nach dem Kriege 6

Die Abkömmlinge Hebbels

Was wir bisher betrachtet haben, das Drama vom Naturalismus bis zum Expressionismus und bis zu Shaw, liegt auf der großen literarischen Heerstraße. Es ist durch Theateraufführungen, durch Buchausgaben in repräsentativen literarischen Verlagen, durch Zeitungskritik und durch die Fülle von „Literaturgeschichten der neuesten Zeit" dem Wissen der Öffentlichkeit eingeprägt worden.

Daneben aber stehen Dramatiker und Stücke, denen dieses wenigstens äußerlich günstige Schicksal nicht beschieden ist. Nicht an sie denkt man zuerst, wenn man an den Bereich des „modernen Dramas" denkt, trotzdem sie im einzelnen viel stärkere Leistungen aufzuweisen haben, als mancher, dem die Gunst der Presse mehr strahlt. Sie bleiben, trotz gelegentlicher hoher Aufführungsziffern, letzten Grundes bis heute Leute des Achtungserfolges, was das schlimmste Schicksal ist, das einem dramatischen Dichter beschieden sein kann.

Sie selbst sind manchmal geneigt, dieses Abseitsliegen überwiegend auf äußere Gründe in der Führung der Theater, der Zeitungen und der literarischen Verlage zu schieben. Aber es darf nicht ganz übersehen werden, daß ihr Bemühen, in einem großen Sprunge, meist im Anschluß an Hebbel, das Zeitlose und ewig Gültige im Drama zu erreichen, anstatt unser besonderes Schicksal zu jener Höhe emporzutragen, wo es zeitlos und allgemein gültig wird, doch an der mangelnden inneren Resonanz Mitschuld trägt. Unsere Liebe zu ihnen wird mehr durch das erregt, auf was sie verzichten, nämlich auf die Schreimätzchen der Jüngsten, als durch das, was sie statt dessen hätten und uns nahe brächten. Die Retrospektive auf die Tragödie Hebbels bringt bei ihnen nur allzu häufig eine Art von sozusagen unliterarischer „Literatur" hervor, bei der weder unsere Herzen warm, noch unser Hirn klarer wird, weil das menschliche Zentrum nicht zu entdecken ist oder doch uns fremd bleibt. Sie wollen sozusagen das literarische Himmelreich des Dramas, das sich erst durch das Menschsein und Kämpfersein erschließt, durch ein dramaturgisches Programm erreichen und dürfen sich nicht allzu sehr wundern, wenn wir diesem hohen (und doch im Grunde etwas bequemen) Bemühen mit Achtung, aber doch ohne rechte herzliche Teilnahme, ohne Ereiferung dafür oder dagegen zuschauen.

Religiöse Dramatik

Ganz ähnlich steht es mit den Dramen, die ihren Stoff (nicht nur ihren inneren Gehalt!) unmittelbar aus der Sphäre von Religion und Kirche zu wählen versuchen. Unter ihnen befindet sich nicht nur in der modernen Dichtung, nein in der ganzen Weltliteratur kaum ein einziges Stück, das unmittelbar bühnenwirksam wäre. Zum Teil liegt das gewiß an den unvermeidlichen stofflichen Schwierigkeiten, die schon von mehr als anderthalb Jahrhunderten Lessings Dramaturgie meisterhaft dargelegt hat, und die dann übrigens auch für seinen eigenen Nathan bestehen bleiben, der mehr Fortsetzung der Götze-Polemik auf höherer Ebene und Lehrgedicht als ein Theaterstück ist. Zum Teil, und gerade in der modernen religiösen Dramatik, liegt die innere Schwäche, die es fast stets nur zum Achtungserfolg kommen läßt, aber auch daran, daß der religiöse Dichter in dem Gefühl seiner besonders hohen Sendung die Gesetze dramatischer Wirkung und lebendiger Handlung nicht nur hinter die Innerlichkeit zurückstellt, sondern sie manchmal bewußt als etwas Unsauberes, Sensationelles, Schädliches verachten zu können glaubt und kurzweg eine Theaterreform verlangt, anstatt die Reform in Aufbau und Handlung seiner Stücke zu beginnen. Denn — und das gilt durchaus nicht nur für das Drama, sondern für alle geistigen Bestrebungen dieser Erde — je höher das Ideal ist, das ein Mensch verwirklichen will, um so genauer und sorgfältiger muß er um jene irdischen Mittel wissen, mit denen er sein Ideal der Verwirklichung näher führen kann. Er am allerwenigsten darf sich die etwas billige Verachtung der Welt leisten und stattdessen eine neue fordern, die ihm zur Wirkung verhelfe. Friedrich Schiller ist gewiß an idealistischer Hochspannung kaum zu übertreffen; aber er ist, soweit ich weiß, nie auf den Gedanken gekommen, einen eigenen, irgendwie abgeänderten Theaterbetrieb für seine Stücke zu fordern, trotzdem auf der Bühne seiner Zeit und selbst seiner Stadt Iffland und Kotzebue den Spielplan beherrschten. Was er wollte und was ihm und der gesamten klassischen Dramatik wenigstens zum Teil bis auf unsere Tage gelungen ist, trotz Kotzebue und Iffland, war etwas viel Weltlicheres und doch viel Höheres: die ganz gewöhnliche Schaubühne, das gesamte Theater aus einer Vergnügungsstätte, einem Schmeichelspiegel der Gesellschaft zur moralischen Anstalt, zu einem Ansatzpunkt für Menschen und Menschlichkeit zu machen.

Klassische Dramatik

Aber wenn das lebende Drama so viel Zweifelhaftes und kaum eine wirkliche Erfüllung zeigt, weshalb dann nicht einfach die lebende Dramatik oder wenigstens den größten Teil davon ganz links liegen lassen und einfach die unendlichen Schätze des klassischen Dramas immer wieder von neuem spielen? Weshalb, könnte man den Verfasser fragen, haben Sie nicht die klassische Dramatik breit voran gestellt und uns statt dessen ausführlich von modernen Stücken gesprochen, die zum größten Teil Ihrem eigenen Ideal ebensowenig entsprechen, wie dem unseren?

Die einfache Antwort lautet, daß ohne die immer erneuten Versuche des modernen Dramas eine lebendige Wirkung der klassischen Dramatik nicht möglich ist. Klassik ist nicht, und am allerwenigsten für die Bühne, das marmorn Unveränderliche, sondern das immer wieder mit frischem Sinn und Atem zu Belebende. Der Weg des Theaters geht umgekehrt wie der des Geschichtschreibers von der Gegenwart zur Vergangenheit. Die echte Bühne kennt keine Klassizität, welche immer etwas Vollendetes und deshalb Totes ist. Das Drama der Lebenden, so unvollkommen, ja, so rein spekulativ es auch in manchem Fall bleibt, wirkt doch als immer wieder belebende Kraft für die Klassik, sozusagen als schöpferische Kritik der Klassik. Sie trägt ja auf der Bühne kein unveränderliches Marmorantlitz, sondern ein immer gleich mächtiges, aber stets sich veränderndes Proteusgesicht.

Museum und Bühne sind einander entgegengesetzt. Innerlich wirkende und sammelnde Aufführungen klassischer Dramen wird nur zustande bringen, wer sie aus der genauesten Kenntnis unserer Zeit, aus der innigsten Fühlung mit ihrem dramatischen Schaffen spielt. Das ist der Grund, weshalb trotz der Verfügung über alle theatertechnischen Mittel die Klassikeraufführungen der meisten unserer früheren Hoftheater so unbeschreiblich öde gewesen sind; und diese museale Kälte wird auch dadurch nicht entschuldigt, daß heute an ihre Stelle der Regietrick tritt. Denn das Drama, auch das klassische Drama, ist Kampf. Tua res agitur steht über jedem Drama, das nicht nur ein Vorwand ist, und die Worte werden um so leuchtender und zwingender, je größer und mächtiger das dramatische Werk aufwächst. Die bloße museale Vorführung klassischer Stücke ist noch kein Verdienst der Bühne; eher das Gegenteil, weil sie jene schiefe und tote Ehrfurcht bestärkt, die nur Bildungspflichten, aber keine inneren Entscheidungen kennt. Erst in dem Augenblick, wo das Theater seine Zuschauer dahin bringen kann, das glühende Leben und Vorleben eines großen klassischen Stückes als „aktueller" und berührender zu empfinden wie jeden Zeitungsartikel, erst in dem Augenblick, wo Iphigenie mit ihrer vorgelebten (nicht gepredigten) Mahnung an die unbedingte Wahrhaftigkeit und an ihre erlösende und bezwingende Kraft auch auf Feinde wirklich in uns lebendig wird bis zu der erschreckenden Gefühlsfrage: Und könntest du, solltest du nicht auch so handeln? — erst in diesem Augenblick wird die Klassik wieder, was sie ist: ewiges Leben.

Tua res agitur!

Pasing Carl Christian Bry

Es war einst ein Priester ...

Es war einst ein Priester, der diente Gott dem Herrn und der gnadenreichen Mutter in aller Einfalt und Treue seiner Seele. (Ein Heiliger — nein, ich glaube, ein Heiliger kann's nicht gewesen sein, denn Heilige gehen im Kleid der Armut und Kleinheit und nicht im prächtigen Ornat der Kirche. Es kann aber der Priester gleich dem Heiligen ein Gefäß Gottes sein: der eine wissend, der andere unwissend noch.)

Der Priester ging eines Tages im Schein des Nachmittags über das Feld, damit er eines Kranken Seele stärke mit dem heiligen Labsal der Ölung. Wie er dahinschritt, erzitterten die Gräslein und bunten Blümlein und neigten sich dem Symbol des Ewigen, das in des Priesters Händen ruhte. Und die Bäume flüsterten geheimnisvoll und scheu — und standen wieder stumm da, denn sie waren Gott begegnet. Des Priesters demütiger Blick aber ruhte der heiligen Liebe voll auf dem Kleinod in seinen Händen. —

Es geschah aber, daß des selbigen Tages ein Mensch des Weges zog, der war ein Ketzer und böser Lüste voll. Er führte ein Eselein am Zaum, das gar kläglich und schlecht genähret aussah; denn Hunger und Schläge waren die Gefährten seines Lebens.

Als der Mensch des Priesters ansichtig wurde, schlug er mit der Gerte über des Tieres Rücken und rief: „Lauf, Vieh, lauf, da geht der Herrgott vorbei. Sieh ihn dir nur ja genau an, auf daß du ihn wiedererkennst, wenn das jüngste Gericht anbricht." Und mit boshaftem Lachen schlug er nach dem Tierlein.

Da nun der Priester nahe hinzugekommen war, sah ihm das Tier mit seinen stumpfen Augen ins Angesicht — und da muß es wohl wirklich dem lieben Herrgott begegnet sein. Denn es warf sich zu den Füßen des Priesters nieder und in Sehnsucht und Verlangen gleich einem Menschen in der letzten Not blickte es auf zu dem Gesalbten des Herrn.

Es muß aber der ganzen Kreatur Leid und Jammer in des Tieres Ausdruck gelegen haben, denn in Demut erkannte der Priester das göttliche Leben im Tiere. Er neigte in unendlichem Erbarmen sein Haupt, segnete das Tier, hob die Linke zum Himmel und sprach:

„Gehe hin, Tierlein, und sei gesegnet mit dem Segen des Ewigen, Allgütigen. Und wisse: er wird auch Dein nicht vergessen am Tage seiner Herrlichkeit. Ziehe hin in Frieden."

Er machte das Zeichen des Kreuzes über das Tier und ging in tiefem Sinnen weiter.

Der Ketzer, der dabeistand, hatte während des Priesters Worten in unsäglicher Verachtung seine Hände erhoben. Es war also, daß er neue Schmähreden ausgießen wollte über den Priester und das Tier: denn seine Züge waren gleich einer scheußlichen Grimasse. Doch siehe, es geschah, daß eine unsichtbare Kraft seine Zunge gefangen hielt, daß er nicht ein Wort zu sagen vermochte. —

Diese Drei aber sind sich unterwegs da begegnet:
Gott, das Leid der Welt und die Sünde.

Stuttgart Anni Geiger-Gog

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Halle

Vor einem Jahre hatte sich der Evangelisch-Soziale Kongreß in einer altertümlichen kleinen Schwabenstadt versammelt. Wohl tagte er zwischen blühender Industrie, deren Arbeiterschaft aber immerhin stark in irrationalen Mächten wie Heimat, Volkstum und Religion verwurzelt ist, wie vielfach in Süddeutschland. Diesmal eine ganz andere Umgebung: die moderne rationale Großstadt Mitteldeutschlands voll hastenden Geschäftsgeistes, voll Wohlstand und Elend. In den Straßen jagende Autos, lärmende Motorräder, auf beiden Seiten große Läden mit Luxuswaren, dazwischen kleine ärmliche Geschäfte mit Bedarfsartikeln für arme Leute. Wohl gekleidete und genährte Fußgänger neben ausgesprochenem Proletariat in auffallend gewöhnlichem Aufzuge und Gebahren; besonders schmerzlich berührten die zahlreichen Kinder mit frühreifem, leider auch gemeinem Gesichtsausdruck. Ein „idealer" Versammlungsort für Veranstaltungen wie den Evangelisch-Sozialen Kongreß; denn kaum irgendwo dürften die Nöte, um derentwillen er besteht, konkreter vor den Augen des Besuchers sich entrollen.

Die Veranstaltungen dieses Jahres waren alle glänzend besucht. Nicht etwa von der Bevölkerungsschicht, um deren Nöte es sich handelte — kein einziger proletarischer Sozialist oder freier Gewerkschaftsführer beteiligte sich an den Verhandlungen — wohl aber von Leuten, die helfen und mildern wollten. Viel zahlreicher als vor einem Jahre waren prominente Köpfe, besonders aus der Theologie erschienen — im Ganzen mehr Auswärtige als Einheimische. Der Resonanzboden für die Erörterungen war breit und tief — eine günstige Vorbedingung für das Gelingen eines Kongresses.

Die Veranstaltungen wurden mit einem Gottesdienst eröffnet. Die Marktkirche versammelte eine ansehnliche Schar unter der Kanzel, von der Geheimrat D. Eger-Halle über 1. Mose 1, 26—28 sprach. Ein passenderer Text war als Auftakt für die Verhandlungen nicht denkbar. „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan. ..." Man wollte ja reden über die Entmenschung des Industriearbeiters bei der heutigen, die Erde beherrschenden Arbeitsweise, das Wachstum der Bevölkerung und die dabei auftauchenden sexuellen Probleme. Der Prediger schilderte die Spannung zwischen der Forderung nach Herrschaft über die Erde und der Forderung, daß der Mensch ein Bild Gottes sei — zwei Forderungen, die sich unter den heutigen Verhältnissen wi-

derſprechen, aber dennoch beide zu Recht beſtehen und in Gott erfüllt und vereinigt werden müßten.

Der dann anberaumte Volksabend verſammelte uns unter dem Thema: „Volksgemeinſchaft", zu dem Profeſſor Abderhalden, der Phyſiologe von Halle, und Walter Claſſen aus Hamburg ſprachen. Adolf v. Harnack machte ſehr eindrucksvoll den Schluß unter dem Hinweis auf das apokryphe Herrenwort, wo Jeſus auf die Frage, wann das Reich Gottes komme, antwortete: „Wenn das Äußere ſein wird wie das Innere."

Den erſten Verhandlungstag eröffnete Geheimrat Titius von Berlin, der alle Verſammlungen leitete, mit einer Erläuterung deſſen, was Evangeliſch-Sozial heiße. „Evangeliſch" nicht verſtanden als Konfeſſion, ſondern als Inhalt des Evangeliums Jeſu Chriſti, und „Sozial" nicht verſtanden in irgendwelchem parteipolitiſchen Sinne, ſondern als Forderung der Solidarität zwiſchen allen Klaſſen. Dann erteilte er das Wort dem badiſchen Staatspräſidenten Dr. Hellpach zum Thema: „Die ſeeliſchen Wirkungen der Mechaniſierung und Rationaliſierung der Induſtriearbeit." In packender, trotz alles Glanzes immer ſachlich bleibender Rede knüpfte er an der Tatſache des Pfingſtfeſtes an, das in ſich die Gefahr einſeitiger Spiritualiſierung berge. Der Geiſt muß in der Welt wirklich werden und ſich auseinanderſetzen mit den Mächten dieſer Welt, zu denen die Tatſache der Arbeit und des Berufes gehört. Dieſe beiden Begriffe deckten ſich im Altertum bis weit in ſpätere Zeit hinein nicht. Arbeit galt als Sache des Banauſen (Ariſtoteles) und der Beruf beſtand gerade darin, entweder nichts oder nur in beſtimmten „höheren" Sachgebieten (Waffenhandwerk, Politik, Philoſophie) zu arbeiten. Erſt ſpät gelangten Arbeit und Beruf zur Deckung, bei welcher Entwicklung das Chriſtentum keine beſtimmende Rolle ſpielte; denn in ihm wurde Arbeit als kleine irdiſche Sorge bei Seite geſchoben (Mönchtum). Zwei Momente waren es hauptſächlich, welche die Arbeit zu Ehren brachten: einmal die Erkenntnis, daß man durch Arbeit Beſitz erwirbt, ſodann die Möglichkeit, daß man durch Arbeit, beſſer durch Erfolg in der Arbeit, alſo durch erarbeiteten Beſitz, Gewißheit des Heils erlangen kann. Dieſe Momente verhalfen zur Bildung der calviniſtiſchen, anglo-amerikaniſchen Mentalität. In ihr beruht die Honorigkeit des Menſchen auf dem erworbenen Beſitz. Die ſoziale Hilfe beſteht darin, dem Notleidenden die Möglichkeit des Erwerbs von Beſitz zu verſchaffen. Die Art der Arbeit ſpielt keine Rolle, und Verſtändnis für Entſeelung der Arbeit iſt da nicht vorhanden. — Dieſe iſt ein ſpezifiſch europäiſches Problem, weil auf dem Kontinent der Beſitzerwerb viel ſchwieriger iſt als in Amerika. Aus drei Gründen: einmal weil es hier Schichten gibt, deren Honorigkeit nicht auf Arbeit oder Beſitz, ſondern auf andern Grundlagen, beſonders Standesgeburt beruht; ferner, weil Europa von religiöſen Formen beherrſcht iſt, denen Arbeit und Beſitz Werte vierten und fünften Grades ſind (Katholizismus und Luthertum); endlich, weil Europa nicht das Land unbegrenzter Möglichkeiten iſt. Infolgedeſſen gibt es hier eine Klaſſe, die immer nur Arbeit, nie Beſitz haben wird, ja der Europa nicht einmal die Honorigkeit zuerkennt. Daher die Hoffnungsloſigkeit und Achtungsloſigkeit des europäiſchen Proletariats, daher ſeine Kirchenfeindlichkeit, daher die Schärfe der europäiſchen Klaſſenkämpfe. — Man hat drei Wege zur Abhilfe beſchritten: den Weg der Geſellſchaftsreform im Sozialismus, den Weg der Sozialreform in Sozialpolitik und den Weg der Arbeitsreform. Die erſteren beiden hält der Redner für unmöglich; aber auch auf den letzten, der die Freudloſigkeit des Arbeitsprozeſſes beſeitigen will, zu hoffen, wäre ganz weſentlich Romantik. Arbeit war überhaupt ſelten, auch im alten Handwerk, eine freudvolle Sache. Vom Begriff der Arbeitsfreude ausgehen zu wollen, iſt überhaupt verfehlt. Das Problem liegt vielmehr in der heutigen Verſachlichung, darum Entmenſchung der Arbeit; ſie zu beſeelen, d. h. ſinnvoll zu machen, iſt das Problem. Nicht ſo in Amerika; dort herrſcht der Grundſatz ſchärfſter Rationaliſierung des Arbeitsprozeſſes bei möglichſt verkürzter Arbeitszeit und möglichſt hohen Löhnen, durch welche der Arbeiter ſelbſt Beſitzer und damit ein Menſch mit bürgerlicher Lebenshaltung werden kann. Dort ſteht das Menſchentum neben der Arbeit. Europa dagegen ringt darum, die Arbeit ſelbſt mit Seele zu erfüllen. Hellpach hält das weder durch die ſozialiſtiſchen, noch gewerkſchaftlichen, noch arbeitstechniſchen Bemühungen für möglich. Wir ſind nicht in der Lage, kurze Arbeitszeit bei hohen Löhnen durchzuführen, weil dadurch die Arbeit paraſitär wird und der letzte Appell an den Staat ſich an ein Gebilde wendet, das ſelbſt nicht helfen kann, weil es von der produktiven Arbeit ſeiner Induſtrie nur leben kann. — Der Rettungsweg kann daher allein der ethiſche ſein; er beſteht darin, die rationaliſierte Arbeit mit dem Sinn und Zweck des Lebens zu verknüpfen. Es handelt ſich um eine neue Arbeitsethik, die geſchaffen werden müßte. Jenſeitsausſichten ſind dabei heute vergeblich; die Bergpredigt, weil zu ſublim, verſagt gegenüber dem modernen Arbeitsprozeß. Die Arbeits- und Berufsethik müßte aus dem arbeitenden Menſchen ſelbſt herausgeholt werden. Hellpach entwickelte nur das Problem, ohne ſelbſt Grundlinien zu entwickeln. Als praktiſcher Staatsmann zeigte er einige äußere Möglichkeiten für die Geltendmachung dieſer Arbeitsethik beim jungen Menſchen, der an die Arbeit herantritt. Zu dieſem Zweck wies er auf ein von ihm in Baden vollbrachtes Werk hin, nämlich daß in den Fortbildungs-, Fach- und Gewerbeſchulen ein Drittel der Unterrichtszeit lebenskundlichen, ethiſchen und religiöſen Fragen gewidmet wird. Er weiß wohl, daß damit die Schwierigkeit nicht beſeitigt iſt, ſondern erſt beginnt. Denn die Arbeitsethik iſt noch nicht da, auch die dazu erforderlichen genialen Erzieher ſind für dieſe ſchwierigſte aller pädagogiſchen Aufgaben nicht in der erforderlichen Anzahl vorhanden. Aber der Kampf muß gefochten werden. — Intereſſant, allerdings für den Proteſtantismus nicht ſchmeichelhaft, waren die Erfahrungen, die angeſichts dieſer Aufgabe der Staatspräſident mit den Konfeſſionen machte. Katholiſcherſeits weiteſtes Entgegenkommen, Einſicht in die Not der Situation, Beſtürmung des Staatsminiſteriums mit Anträgen auf Errichtung von Lehrſtühlen für Sozialethik; proteſtantiſcherſeits nichts dergleichen, ſondern kleinlicher Richtungsſtreit und halbe Ablehnung unter Hinweis auf Arbeitsüberlaſtung. Aber gerade der Proteſtantismus müßte ſich um den Neuaufbau einer modernen Lebensethik kümmern, wozu bereits vom Sozialismus eine, allerdings nicht vollgenügende Vorarbeit geleiſtet worden iſt.

Dieſe Ausführungen des Staatspräſidenten wurden mit langanhaltendem Beifall aufgenommen. Der prachtvollen Leiſtung eines Mannes, der kenntnisreich mitten im tätigen Leben an leitender Stelle ſteht, der gleichzeitig, ſich in der Tat nicht verlierend, den Blick auf das Allerletzte gerichtet hält, folgte die Diskuſſion. Sie wurde in der gewohnt tüchtigen Weiſe von dem Württemberger Arbeiterſekretär Springer eröffnet; von den vielen Rednern, die ſich an ihr beteiligten, ſeien nur genannt Stählin, v. Harnack, Claſſen, Kulemann, Bornhauſen, Baumgarten, auch ein junger Vertreter der Arbeiterjugend ſprach. Hellpachs Schlußwort wehrte ſich gegen den Vorwurf des Peſſimismus; wir ſtänden vielmehr „vor Sonnenaufgang"; nur ſei Sammlung und Geduld gegenüber den Tatſachen und Gedanken Anderer erforderlich. Er ſchloß mit der Mahnung, es zu machen wie Maria nach der Anbetung der Hirten: ſie behielt alle dieſe Worte und bewegte ſie in ihrem Herzen.

Am Abend desſelben Tages ſprach Anna v. Gierke aus Charlottenburg über „Arbeitsdienſtpflicht der weib-

lichen Jugend". Sie wies diesen seit etwa 30 Jahren verfochtenen Gedanken als Utopie ab, indem sie entscheidende Gründe dagegen vorbrachte. Trotzdem hält sie eine Erziehung der jungen Mädchen zur Mutter und Frau für dringlich, die freilich am besten in der Familie geschähe. Da aber darauf nicht zu rechnen ist, tritt die Rednerin, dem Beispiel Bremens folgend, für die Absolvierung eines hauswirtschaftlichen Jahres durch alle 14jährigen schulentlassenen Mädchen ein, so, daß sie Tag für Tag, also nicht nur für wenige Wochenstunden, der Einrichtung zur Verfügung stehen. Besser wäre — das wurde zugestanden — das 17. oder 18. Lebensjahr; aber da in diesem Alter die Mädchen schwer zusammenzubringen sind, muß sich die hauswirtschaftliche Ausbildung unmittelbar an die allgemeine Schule anschließen.

Die Diskussion verhielt sich insgemein zustimmend. Besonderen Eindruck machte mir die Schilderung eines Pfarrers über die sittliche und gesellschaftliche Not der in der Filmindustrie beschäftigten Mädchen. Es ist überhaupt unglaublich, welche moralischen Schäden diese modernste Errungenschaft des Vergnügungstriebes nicht nur durch Schaustellung, sondern vor allem schon durch die Herstellung verursacht. Schließlich nahm der Kongreß eine Resolution folgenden Inhalts an:

Der Evangelisch-Soziale Kongreß erachtet die bessere Ausbildung der weiblichen Jugend zum Hausfrauen- und Mutterberuf als eine lebenswichtige Aufgabe für den Staat. Er stellt fest, daß die Durchführung der obligatorischen hauswirtschaftlichen vollen Berufsschulen für alle 14jährigen, schulentlassenen Mädchen zur Erreichung dieses Zieles geeignet ist, und fordert alle seine Mitglieder auf, in dieser Hinsicht privat und öffentlich mitzuwirken.

Man war um des interessanten Themas willen auf den dritten Vortrag besonders gespannt. Er behandelte „bevölkerungspolitische Probleme der Gegenwart". Redner war Professor Abderhalden. Ich erwartete die Erörterung wirklicher Probleme, die brennend genug sind, diese beleuchtet von der medizinischen Wissenschaft her, der ja der Redner dient. Etwa die Frage der steigenden Volks- und Menschheitsvermehrung, deren Ursache und Folgen, deren Verhältnis zur Lage der deutschen und der Weltwirtschaft im heutigen und mutmaßlichen zukünftigen Stadium; das Verhältnis all dieser Nöte zur Sexualität. Leider aber drang der Vortragende nirgens in die Tiefe. Er redete von Vielem, ja viel zu Vielem: sexueller Aufklärung, Abtreibung, Jugend, Nacktkultur, Alkohol und Nikotin; er sprach teilweise mit volkstümlichem Witz und ließ einen ehrlichen Willen herausspüren, schilderte aber die Dinge viel zu einfach und einseitig. Er schloß mit der Forderung nach einer „möglichst hohen Ethik". „Ethik Allem voran!" Eine ausgezeichnete Rede für eine evangelische Volksversammlung, aber nicht für den Evangelisch-Sozialen Kongreß, der bei seinen Verhandlungen eine andere Höhenlage gewohnt ist.

In der Diskussion versuchten (nicht ohne Widerspruch) Pfarrer Haug-Tübingen und Pfarrer Weymann-Berlin auf die wirklichen Schwierigkeiten einzugehen, konnten aber nicht verhindern, daß die spätere Auseinandersetzung zerflatterte. Hervorheben möchte ich die erschütternden Eröffnungen von dem verdienten Generalsekretär des Kongresses Pfarrer Herz über die Wohnungs- und Bettnot und deren grauenhafte entsittlichende Folgen. Ein Jugendlicher sprach über die kameradschaftliche, ernst vertrauensvolle Art, wie sie in ihren Reihen sexuelle Aufklärung betreiben — der einzig brauchbare Weg, wie mir scheint, wenn die Eltern bei dieser Aufgabe versagen.

Der Nachmittag führte viele Teilnehmer zur Besichtigung der Braunkohlengruben und ihrer Wohlfahrtseinrichtungen ins Geiseltal. Damit schloß die 32. Tagung eines Kongresses, der sich die dringende Aufgabe setzt, die moderne Wirtschaft samt ihren Folgen einerseits in ihrer Wurzel zu verstehen, andrerseits sie, unbeschadet ihrer notwendigen Eigenart, nach dem zu gestalten, was uns Christus im Evangelium geboten hat. Wir sind nicht mit festen Lösungen in der Tasche auseinandergegangen, aber wir haben viel gelernt (besonders von den Hellpachschen Ausführungen), das uns bei weiterem stillen Nachdenken einen Schritt weiter zum Ziele führen wird. Dieses Ziel selbst aber liegt, mögen es auch (wie Hellpach mit Recht behauptete) Millionen heute nicht begreifen, in dem uns in Christus offenbaren Gott. Darum, wenn wir von Ethik reden, die den Menschen der modernen Wirtschaft stärken und leiten soll, so kann damit nur die christliche Ethik gemeint sein. Sie so nicht nur wissenschaftlich abzufassen, sondern in die Herzen hinein zu predigen, muß schließlich die Sache der Theologen sein, d. h. derer, die von Gott zu reden wissen. Und das sind auch Leute, die kein theologisches Examen gemacht haben. Der letzte Sinn von Allem, auch der Wirtschaft, der Arbeit und des Berufes, liegt in Gott. Wird das Volk wieder gläubig sein, dann wird ihm auch die Arbeit im Glauben „beseelt" sein. Denn dann hat sie ihren Sinn in Gott. Bei all unserer erkennenden Mühe kann das schließlich nur der geben, der den Pfingstgeist ausgoß. Und so bleibt als Letztes in all unserer notwendigen Arbeit die Pfingstbitte: „Komm heilger Geist!"

Marburg Georg Wünsch

Das schleswig-holsteinische Landeskirchenamt gegen Baumgarten

1. Der Hergang. 2. Zur Beurteilung der einzelnen Vorgänge. 3. Die Hauptfrage. 4. Das Echo in der Öffentlichkeit.

1. Der Hergang

Baumgarten, seit 1894 Professor der praktischen Theologie in Kiel, hat am 7. April in der Frankfurter Zeitung einen Artikel „Trotz allem für Marx" veröffentlicht, der viel beachtet wurde. Leider druckte man ihn meistens nur stückweise ab und gab nur die eine Seite seiner Ausführungen wieder, wodurch natürlich ein falsches Bild entstand. Der Sinn war: trotz schwerer Bedenken, die wir Protestanten gegen die Kulturpolitik des Zentrums und ihren Vertreter Marx haben müssen, wird diesmal, wer für Erhaltung der gegenwärtigen Staatsform, für versöhnliche Außen- und freiheitliche Innenpolitik ist, Marx zu wählen haben. Eine reine Freude konnte der Aufsatz für Marx nicht sein, für keinen Zentrumsmann sein. Die protestantischen Bedenken waren so betont, daß auch stärkste staatspolitische Erwägungen nur in Verbindung mit der Tatsache, daß der Reichspräsident nach der ganzen Art seines Amtes gerade auf kulturpolitischem Gebiet wenig Einfluß hat, Baumgarten eben noch hatten zum Eintreten für Marx bestimmen können. Daraufhin trat er allerdings, nach dem Gebot, das für jeden Politiker gilt: „Was du tust, das tue ganz", entschieden für Marx ein.

Schon dieser Aufsatz veranlaßte eine erregte Einsendung in der „Landeskirche", einem (bei Nölke in Bordesholm) erscheinenden schleswig-holsteinischen Kirchenblatt, die mit den Worten schloß: „Und was sagt die theologische Fakultät dazu?" Auf diese (in Nr. 15 gestellte) Frage antwortete (in Nr. 16) Professor Kögel, Baumgartens Kollege, die Fakultät als solche könne nichts in der Sache tun, da ihre Mitglieder in ihrer politischen Betätigung frei seien; wenn er trotzdem meinte, jene Frage sei „mit Recht" gestellt, so konnte das nur heißen, daß er die Erregung des Fragers als berechtigt ansah, wie er denn in der Sache selbst entschieden gegen Baumgarten Stellung nahm. Die Erörterung ist seitdem in jenem Blatt ständig weiter gegangen.

Noch lebhafter beschwerten sich dieselben Kreise, als Baumgarten am Sonntag, dem 19. April, Vormittags in einer vom Volksblock einberufenen Wahlversammlung

in Altona für Marx redete (nach einem Sozialisten). Am 27. April erklärten die Altonaer Pastoren (gegen eine Stimme) ihre „starke Entrüstung" darüber, daß Baumgarten „am letzten Sonntag zur Zeit des Hauptgottesdienstes um zehn Uhr eine öffentliche Rede im Lunapark in einer politischen Kundgebung gehalten hat", und baten das Landeskirchenamt (Konsistorium) um Weitergabe dieser Beschwerde an die theologische Fakultät in Kiel. Der Synodalausschuß der Propstei Altona (einige Pastoren und Laien) schloß sich dem an „unter der ausdrücklichen Bemerkung, daß es ihn besonders empört, daß in dieser Kundgebung Stimmung für die Wahl des Zentrumsmanns von Herrn Professor Baumgarten gemacht worden ist, da es Baumgarten bekannt sein müßte, wie schwierig die Lage der evangelischen Kirche in Altona durch das Vordringen des Katholizismus ist." Hier also zwei Beschwerden: wegen Störung der Sonntagssitte und darüber, daß ein evangelischer Theologe für einen Zentrumskandidaten eintritt.

Das Landeskirchenamt hat daraufhin am 9. Mai ein Schreiben an die theologische Fakultät gerichtet, worin es sich beide Beschwerden zu eigen macht. Im Kampfe gegen die zunehmende Schädigung des Gottesdienstbesuchs, die eintrete, wenn andere Veranstaltungen auf den Sonntagvormittag gelegt werden, hätte Baumgarten mithelfen sollen; stattdessen habe er

> einer Geringschätzung kirchlicher Ordnung dadurch Vorschub geleistet, daß er in einer der größten Städte unserer Heimat zu einer Zeit, wo in allen evangelischen Gemeinden Gottesdienst gehalten wurde, in öffentlicher Wahlversammlung als politischer Redner aufgetreten ist.
>
> Daß dieses politische Auftreten des Herrn Geheimrats Baumgarten während des sonntäglichen Hauptgottesdienstes zugleich ein Eintreten für den Führer der deutschen Zentrumspartei war, die heute ihre politische Machtstellung wie überall in unserem Vaterlande so auch in unserer schleswig-holsteinischen Heimat für ihre klar erkannten kirchlichen Ziele bewußt und entschieden ausnutzt, hat auch uns mit Schmerz, ja mit schwerer Sorge erfüllt. Die hochwürdige theologische Fakultät wird nicht annehmen, daß wir auch nur entfernt die persönliche politische Überzeugung des Herrn Geheimrats Baumgarten anzutasten oder seine persönliche Wahlentscheidung zu kritisieren beabsichtigen. Wir sind aber der Meinung, daß es mit der Stellung eines Professors der evangelischen praktischen Theologie schlechterdings unvereinbar ist, daß er als einer der Hauptredner in öffentlicher Wahlversammlung evangelische Christen auffordert, dem Führer der deutschen Zentrumspartei ihre Stimme zu geben. Angesichts der tiefgehenden Erregung, die durch diesen Vorfall in den Kirchgemeinden unseres Landes hervorgerufen ist, sind wir es unseren Gemeinden schuldig, mit dieser Erklärung, unter der wir die Eingabe der Pastoren und des Synodalausschusses der Propstei Altona der hochwürdigen Fakultät überreichen, vor die Öffentlichkeit unseres Landes zu treten.

Der wesentliche Inhalt dieses Schreibens wurde am 12. Mai durch eine für die schleswig-holsteinischen Zeitungen bestimmte, kirchlich geförderte Korrespondenz bekannt gegeben. So war er bereits in der Tagespresse zu lesen, noch ehe die Fakultät dazu hatte Stellung nehmen können. Was sie materiell geantwortet hat, teilte erst Ende Mai die „Landeskirche" (Nr. 22) mit. Die Fakultät sehe sich

> außer Stande, als Fakultät dazu Stellung zu nehmen, da zwar das politische Auftreten jedes ihrer Mitglieder der öffentlichen Kritik untersteht, es aber der gewissenhaften Entscheidung des Einzelnen als evangelischen Christen überlassen bleiben muß, wie er seine allgemeinen staatsbürgerlichen Pflichten und die seines theologischen Berufs zu vereinigen sucht.

2. Zur Beurteilung der einzelnen Vorgänge

Daß am Sonntag Vormittag um 10 eine politische Versammlung stattfindet, muß kirchlichen Kreisen unerwünscht sein, um so mehr, je häufiger ohnehin Sport und sonstige Veranstaltungen auf die Zeit des Hauptgottesdiensts gelegt werden. Daß in solcher Wahlversammlung ein Theolog redet, ein Professor der Praktischen Theologie, der die künftigen Pastoren in die Theorie ihres Amts, auch in die Theorie des evangelischen Kults einführt, muß kirchliche Kreise noch ungleich stärker verdrießen *).

Nun hat Baumgarten, wie ihm Jeder, der ihn kennt, ohnehin zutrauen wird und wie ich in der „Landeskirche" Nr. 17 ausdrücklich gesagt habe, oft genug sich dagegen gewandt, daß jetzt so oft andere Veranstaltungen auf die Kirchzeit am Sonntag Vormittag gelegt werden. Wie er dennoch dazu gekommen sei, in jener Sonntagsversammlung zu reden, danach zu fragen war also immerhin der Mühe wert. Und das Landeskirchenamt hätte, auch nachdem die Altonaer Pastoren ihre Entrüstungskundgebung sogleich in die Öffentlichkeit gebracht hatten, seine Erkundigungen einziehen können. Es würde dabei erfahren haben, daß es in der Tat eine besondere Verbindung von außerordentlichen Umständen gewesen ist, die Baumgarten veranlaßt hat, die Rede zu jener Zeit zu halten. Vielleicht hätte es dann dem schleswig-holsteinischen Kirchenvolk erklärt: „Baumgarten, der sonst wahrlich oft für Sonntagsheiligung eingetreten ist, hat diesmal aus besonderen Gründen geglaubt, am Sonntag Vormittag politisch reden zu sollen. Wir sind anderer Ansicht und müssen wünschen, daß erstens am Sonntag Vormittag auch in Wahlzeiten überhaupt keine politischen Versammlungen gehalten werden, und zweitens, wenn doch, daß kein Theolog darin redet." Damit hätte die Kirchenbehörde ihren Standpunkt gewahrt, und vielleicht wäre das Anlaß geworden zu einer ernsten und sachlichen Auseinandersetzung über die Frage: Unter welchen Voraussetzungen wird Luthers im Großen Katechismus ausgesprochener Grundsatz, zur rechten Sonntagsheiligung gehöre nicht, daß man Arbeit unterlasse, die eben auf diesen Tag fällt, auch dies in sich schließen, daß man als ein Stück politischen Unterrichts, den ein alter Politiker seinen Mitbürgern schuldig ist, Sonntags eine Wahlrede halten dürfe, oder hat der bewußte evangelische Christ die Rücksicht auf unsere durch die neuzeitliche Vergnügungssucht schwer geschädigte Kirchensitte stets voran zu stellen?

Die Altonaer Pastoren haben das Letztere vorausgesetzt. Eine Frage ist freilich in ihrer Kundgebung überhaupt nicht berührt, nämlich ob nicht Mitglieder ihrer Gemeinden beteiligt waren, als jene Versammlung auf Sonntag Vormittag angesetzt wurde. Ich halte für sehr möglich, daß in Bielefeld oder Elberfeld politische Versammlungen, für die auf die Teilnahme von evangelischen Christen gerechnet wird, nicht ebenso leicht auf Sonntag Vormittag anberaumt werden würden. Wenn die Kirche in Altona nicht so viel Einfluß aufs öffentliche Leben hat, ist sie daran ganz ohne Schuld? Vor einigen Jahren redete Helferich in Kiel am Sonntag Vormittag ½11 für die Deutschnationalen. Ich habe Grund, anzunehmen, daß in der Deutschnationalen Partei, und nicht nur in dieser, evangelisch gesinnte Männer und Frauen heute in Kiel dem mit Erfolg entgegentreten würden, daß man wieder auf diese Stunde gehe. Was in Kiel zu erreichen ist, sollte auch in Altona möglich sein.

Zu einer Erkundigung nach dem besonderen Anlaß von Baumgartens Auftreten, die nach dem vorhin Gesagten nahe gelegen hätte, wäre zeitlich und räumlich durchaus die Möglichkeit gewesen; das Landeskirchenamt wohnt in derselben Stadt wie Baumgarten. Es hat, soviel ich weiß, keinerlei Versuch nach dieser Richtung hin gemacht, sondern Baumgarten öffentlich vor dem Kirchenvolk als einen Verletzer der kirchlichen Ordnung beschuldigt, ohne den Beklagten überhaupt nur zu hören. Das ist ein um so schwererer Verstoß gegen die elementaren Pflichten der Billigkeit, als Baumgarten den sämtlichen Mitgliedern dieser Behörde persönlich bekannt ist, meist seit langer Zeit; zum Teil sind sie seine Schüler gewesen. Daß eine staatliche Behörde in gleicher Weise öffentlich gegen das

*) Vgl. den Artikel Schowalters in Nr. 7/8 d. J., der völlig unsre Meinung ausspricht, und natürlich auch die Baumgartens. D H

älteste Mitglied einer anderen Behörde eines verwandten Dienstzweigs loszöge, ohne auch nur den Versuch einer Verständigung gemacht zu haben, das hielt ein angesehener Jurist, mit dem ich die Dinge besprach, für undenkbar, und wenn es doch geschähe, so würde das seine Rückwirkung auf die Stellung des hauptsächlich dafür verantwortlichen Beamten haben. Die Kundgebung gegen Baumgarten ist, seit die Landeskirche vom Staat „getrennt" ist, die erste Betätigung des schleswig-holsteinischen Landeskirchenamts, die stärkeres Interesse in weiten Kreisen der Öffentlichkeit erweckt hat. Mußte die verselbständigte Kirche sich so einführen? Gewiß steht die christliche Liebe über den Pflichten der schlichten Gerechtigkeit und Billigkeit; wenn aber eine kirchliche Behörde es mit letzteren nicht peinlich genau nimmt, wie soll dann bei den der Kirche Entfremdeten das Zutrauen zum Wert der höheren, der spezifisch christlichen Gesinnung wieder wachsen?

Die Tatsache der Sonntagsversammlung ist in dem Antwortschreiben der theologischen Fakultät überhaupt nicht berührt. Das Interesse der Öffentlichkeit hatte sich inzwischen sehr viel stärker auf den zweiten Beschwerdepunkt des Landeskirchenamts gerichtet, darauf, daß Baumgarten für Marx geredet hatte. Die Formel, mit der die Fakultät antwortete, ist verwickelt. Eine kurze, jedem sofort klare Abweisung des Schreibens des Landeskirchenamts enthält sie nicht. Jeder wird den Eindruck haben, daß sie verschiedenen Interessen gerecht zu werden versucht und verschiedener Deutung fähig ist, je nachdem man das eine oder das andere Stück daraus besonders betont. Doch wird der Unbefangene aus dem Gedanken: „Wie ein Professor der Theologie sich politisch betätigt, muß seiner gewissenhaften Entscheidung überlassen bleiben" herauslesen: „Also darf, wie die Fakultät selbst hier nichts tun zu können sich bewußt ist, auch keine kirchliche Behörde ihm Vorschriften machen."

Natürlich kann entgegnet werden, die Kirchenbehörde habe das ja auch nicht beansprucht, sondern sie habe nur ihre Meinung geäußert. Aber ist das möglich? Privatleute haben Meinungen und äußern sie unverbindlich; eine Behörde dagegen spricht stets mit der Wucht ihrer Amtsgewalt. Ihre Worte sind Taten, haben starke Wirkungen, gute oder böse. Doch ist die Frage, wie das Schreiben des schleswig-holsteinischen Landeskirchenamts im Einzelnen auszulegen ist, schließlich unerheblich gegenüber der grundsätzlichen Frage nach dem Verhältnis der evangelischen Landeskirchen zur politischen Betätigung ihrer Mitglieder, einer grundsätzlichen Frage, die klar herauszuarbeiten eben dieser Fall Anlaß gibt.

Kiel Hermann Mulert

Die communis opinio des Kirchenvolkes

Offener Brief an Herrn D. Kübel in Frankfurt am Main

Hochverehrter Herr Pfarrer!

Verzeihen Sie, daß auch ein Mann aus den hinteren Reihen sich zum Wort meldet. Ihr Verlangen, Rücksicht zu nehmen auf die „communis opinio unseres Kirchenvolkes", zwingt mich zu schreiben.

Ich gestehe, daß ich dieses Verlangen überaus sonderbar finde, und daß ich nicht verstehe, wie ein Mann diese Rücksicht fordern kann, der selbst diese Rücksicht nicht geübt hat und übt. Der gesamte Kreis der „Freunde der CW" stellt sich der communis opinio unseres Kirchenvolkes entgegen, und zwar auf einem wichtigeren und durchgreifenderen Gebiete als auf dem der Politik. Wäre nicht die Wahrheit, sondern die Rücksicht der leitende Grundsatz des Handelns, dann hätten wir ganz gewiß niemals unsere theologische Meinung sagen dürfen; denn nicht nur der Gewohnheit der geistig Trägen, sondern auch der sehr ernsthaften, sehr ehrwürdigen Überzeugung manches Christen, der gar keine Möglichkeit hat, uns zu verstehen, müssen wir (wenn auch in Liebe, so doch mit Deutlichkeit) entgegentreten. Was würden Sie dazu sagen, wenn Ihr politischer Gesinnungsgenosse, Herr Pastor Gauger, Sie bitten würde, Ihre theologischen Ansichten zu verhüllen? Kein gewissenhafter Theologe, und daher auch Sie ganz zweifellos nicht, würde solches Verlangen erfüllen.

Aber Sie können sagen, daß es sich bei der theologischen Stellungnahme um etwas handele, das die Kirche unmittelbar berühre, und daß man eben deshalb auf diesem Gebiete unbedingt sprechen müsse ohne Rücksicht auf das, was darnach kommt, sondern nur dem folgend, was recht ist. Allein die Beschäftigung mit der Politik sei für jeden Theologen keine von Amts wegen gegebene Aufgabe, und eben deshalb könne er ruhig verzichten, das garstige politische Lied anzustimmen, wenn er durch seine von der communis opinio abweichende politische Haltung das Kirchenvolk verletze, die Kirche in Unruhe bringe, seiner theologischen Überzeugung schade.

Nun sage ich Ihnen gern, daß ich es ungemein begrüßen würde, bildete die Kirche eine politische Freistatt und stünde sie fern von dem Geschrei der Parteien. Welcher andere Verband, wenn nicht die Kirche, soll denn alle Stände, Berufe, Gruppen unseres Volkes vereinen? Keiner kann es, denn keiner hat einen so großen, tief wurzelnden, allumfassenden Besitz wie die Kirche mit ihrer ewigen Botschaft, keiner kann so rücksichtslos und durchgreifend Kritik üben an den gegebenen Zuständen, keiner so hohe, das ganze Sein packende Ziele weisen, keiner so bedeutende Werte vermitteln wie sie. Und darauf hinzuarbeiten, daß die Kirche wirklich wieder die geistige Heimat des Volkes, daß sie die führende, das Leben bestimmende Macht wird, erscheint mir als eine der wichtigsten, wenn nicht als die wichtigste Aufgabe. Die Zerrissenheit unseres Volkes darf nicht noch größer werden, das geistige Leben darf sich nicht noch mehr atomisieren, dem Auflösungsvorgang des 18. und 19. Jahrhunderts muß Einhalt geboten werden, wir benötigen eine Autorität, die durch ihre geistige Macht die zentrifugalen Kräfte zusammenschweißt. Im Verfolg dieser Aufgabe gilt es, das Evangelium mit seiner ganzen Kraft zu verkünden (statt wie jetzt die Kraft der Kirche durch Betriebsamkeit auf hundert Gebieten zu schwächen), gilt es aber auch, alles Periphere zu beseitigen, das etwa der Geltung der Kirche hinderlich sein kann.

Aus diesem Grunde wäre es sicherlich förderlich, könnte die Kirche dem Streit der Parteien sich fernhalten. Und handelte es sich darum, daß alle diejenigen, die ihre Predigt mit der Betrachtung und Beurteilung der Zeit füllen müssen, weil ihre Armut ihnen nichts oder zu wenig über die Tatsachen der Ewigkeit zu sagen erlaubt, so wäre die Forderung bei einigem guten Willen vielleicht zu erfüllen. Allein, wir sagten es schon, die Kirche muß Kritik üben, sie hat den Menschen zu stellen unter das Urteil Gottes, der Zeit die Ewigkeit entgegenzusetzen, sie muß diesem unserem Leben, das wir führen, die Ziele weisen, die sie als gottgegebene erkennt. Sie selber auch, die Kirche, hat als Größe dieser Welt, der sie angehört, ihre besonderen, ihr eigenes Sein betreffenden Notwendigkeiten, und sie kann diese nicht verfolgen, sie kann nicht die Zeit kritisieren (will sie sich nicht nur in allgemeine belanglose Redensarten verlieren), ohne Stellung zu nehmen zu den Fragen der Gegenwart. Das hat gewiß mit Vorsicht zu geschehen, denn manches (oder vielleicht jedes) „Gott will es" ist in Wirklichkeit nur „So will es unsere Meinung von Gott". Aber es muß doch geschehen, und es geschieht.

Es handelt sich also um Gott — daß sein Name geheiligt werde, daß sein Reich komme, daß sein Wille geschehe. Nun will ich Ihnen (damit wir die Erörterung fortführen können) einmal zugestehen, daß unsere Auffassung vom Christusimpuls völlig falsch sei, daß man also ohne innere Not auch als Christ Krieg führen könne, daß heute, wie ich jüngst im „Schlesischen Kirchenblatt"

las, für zweihundert Jahre der christliche Universalismus einem unbedingten Nationalismus zu weichen habe: ist es wirklich für die Kirche und für die communis opinio des Kirchenvolkes nicht gut, wenn sie durch unsere, meinetwegen völlig falsche Verkündung dazu veranlaßt wird, ihre eigene communis opinio in Frage zu stellen? Stellt denn nicht die Ewigkeit unsere ganze Zeit und uns selbst in Frage? Wir treten, denk ich, in Ehrfurcht vor Gott, so daß alles in uns schweigt und sich innigst vor ihm beugt: besteht nicht die Gefahr einer taktlosen Anbiederung an Gott? Zeigt nicht die Religionsgeschichte genugsam, daß die selbstgerechten Meinungen völlig falsch waren? und daß Viele Heilige Gottes oder Volk Gottes genannt wurden, die es doch nicht waren? Unsere Verkündigung mag völlig in die Irre gehen. Wir sehen diese Möglichkeit und hören daher immer wieder auf die, für die deutsch-christlich eine selbstverständliche Einheit und keine Spannung ist; wir haben aber zu prüfen, ob die communis opinio des Kirchenvolkes auch opinio, nein voluntas dei ist. Können wir nicht wenigstens diesen Dienst der Kirche leisten, daß wir sie veranlassen, das, was sie zu sagen hat, gerade wegen unserer andersartigen Auffassung klarer und reiner, tiefer und zielsicherer zu verkünden?

Und hier ist der Punkt, um deswillen wir Ihre, ich spüre es wohl, ernsthaft besorgte Bitte nicht erfüllen können. Uns ist nämlich diese communis opinio des Kirchenvolkes nicht nur wegen ihres Inhaltes, sondern mehr noch wegen ihrer absoluten Unbekümmertheit verdächtig. Sie geht nur aus von den Gegebenheiten dieser Welt und den Forderungen, die diese Welt stellt. Aber das taten auch die Hohenpriester und Pharisäer, da sie sprachen: „Lassen wir ihn also, so werden sie alle an ihn glauben; so kommen dann die Römer und nehmen uns Land und Leute." Das ist vollkommen richtig gedacht, und gerade weil ich auch Politik treibe, erkenne ich voll die Richtigkeit dieses Arguments. Aber wir folgen nicht den Hohenpriestern und Pharisäern, sondern nennen uns Christen. Und daß das, was die Welt fordert, ganz unbedenklich von dem Kirchenvolke auch verlangt wird, ja daß diese Forderungen der Welt (wieder mit absoluter Sicherheit) religiös begründet werden, das zwingt uns zu reden.

Glauben Sie nicht, daß uns das eine Lust wäre. Wenn selbst ein Mann wie Sie mit uns nur auf Kündigung lebt und die Trennung nur hinausschiebt, weil die Freude über den politischen Sieg ihm noch einige Milde abzwingt, dann können Sie sich denken, was wir erleben. Gingen wir um die brenzlichen Fragen herum, ließen wir die communis opinio des Kirchenvolkes gewähren, wir wären die angesehensten und beliebtesten Leute von der Welt. Dieselben Menschen, die während des Krieges in unsere Kirchen deshalb kamen, weil wir nicht in das Kriegsgeschrei einstimmten, würden auch heute zu uns kommen, wenn wir der communis opinio folgten. Jetzt versucht man uns unmöglich zu machen, indem man die albernsten Geschichten von uns erzöhlt, indem man unsere Reden entstellt, bei den Behörden anzeigt, uns mit Pamphleten überschüttet. Ich sage das ohne Sentimentalität, nur zur Feststellung der Tatsachen. Wenn wir aber trotzdem reden, so tun wir es, weil wir reden müssen, und wir werden reden mit aller Bescheidenheit gegen Gott und mit allem Nachdruck gegenüber den Menschen, ganz besonders deshalb, weil es sich um eine communis opinio handelt, die wir bekämpfen.

Wir betrachten dabei den Kampf gegen uns wegen unserer Stellungnahme für Marx trotz seiner Heftigkeit durchaus als eine nebensächliche Angelegenheit; denn dieser Kampf ist kein religiöser (hier würden wir, da es sich um Gott handelt, sehr ernst uns fragen, ob wir nicht irren), sondern ein politischer. Man wirft uns Verrat der evangelischen Interessen vor. Das tun dieselben Kreise, die sonst sehr eng und gern mit dem Zentrum arbeiten. Auf dem ersten Evangelisch-Sozialen Kongreß, an dem ich noch als Student teilnahm und der mich entscheidend beeinflußte, wurde über die Frage diskutiert, ob man die freien oder die sogenannten christlichen Gewerkschaften fördern solle — in den christlichen Gewerkschaften arbeiten Katholiken und Protestanten zusammen, obwohl die katholischen Mitglieder die stärkste Zentrumstruppe sind. Im Bühnenvolksbund (dessen rein katholische Endziele sein Generalsekretär Gerst nachdrücklich verkündet) sitzen Protestanten und Katholiken gemeinsam, und die Volksbühne findet, weil sie in Berlin (aber auch nur dort) von sozialdemokratischen Kreisen ausgegangen ist, gerade den Widerstand der protestantischen Pfarrer. Das Bayrische Konkordat haben Ihre evangelischen Parteigenossen mit dem Zentrum zusammen verabschiedet; in der Schulfrage sind unsre Orthodox-kirchlichen leidenschaftlich bereit, mit den Katholiken zusammen überall und möglichst hoch hinauf das konfessionelle Schulsystem aufzurichten. Ist das alles für Sie kein Verrat am Protestantismus? Warum dann das offene Eintreten für Marx, das sicherlich Niemand ohne schwere Bedenken sich abgewonnen hat? Wäre die Wahl gewesen: Marx oder Thälmann, kein Mensch hätte uns geschmäht. Das gesamte evangelische Kirchenvolk wäre für Marx eingetreten. So relativ ist das Alles.

Aber diese Darlegungen führen mich ab von dem, was ich Ihnen gegenüber sagen wollte. Sie meinen, daß wir mehr Rücksicht nehmen sollten auf die „in der Kirche als auf die Außenwelt". Daß Sie dies schreiben konnten, zeigt, wie wenig Sie unser Christentum verstehen. Triebe uns die Rücksicht auf die Außenwelt, dann schwiegen wir; denn wenn ich auch durchaus die Förderung des Kampfes, die Nötigung, dem Gegner mich zu verantworten, als heilsam verspüre, dazu liebe ich, offen gestanden, zu sehr die Stille, um mich in immerhin häßliche Unannehmlichkeiten zu stürzen. „Die Liebe Christi dringet uns also" gerade deshalb gegen Ihre Ansichten, weil sie die communis opinio der Kirche sind.

In Ehrerbietung

Breslau, Pfingsten 1925 Ernst Moering

Antwort an Herrn Kirchenrat D. Kübel

Marburg, den 7. Juni 1925

Verehrter Freund!

Sie werden mir gern bestätigen, daß Ihr offener Brief an mich (in Nr. 22/23) nicht ohne Widerstand der Redaktion in der „Christlichen Welt" erschienen ist. Nicht aus Abneigung gegen ernste Zwiesprache kam dieser Widerstand, die wir ja im Gegenteil lieben; sondern die Intimität, die er atmete, schien ihn der Öffentlichkeit zu entziehen und einer andern Stelle zuzuweisen, die ihm ja gerne zu Gebote stand. Sie bestanden auf Ihrem Wunsche. Und es ist nun Tatsache, daß Sie nicht nur in Ihrer „Gemeinde" mich und meine Mitschuldigen zur Buße gerufen haben (v. Nr. Sp. 506), sondern daß Sie mir in meinem eignen Blatte geraten haben, von gewissen Dingen zu schweigen (Sp. 512). Falls meine Freunde und ich die gebotene Rücksicht nicht nehmen, haben Sie uns die Aussicht eröffnet, daß Ihnen nichts weiter übrig bleibe, als mit uns zu brechen (Sp. 513).

Dieser Bruch würde, so wie ich Ihre treue Art kenne, nicht nur für Sie selbst mit den größten Schmerzen verbunden sein, sondern sich auch in Formen vollziehen, die ein verständnisvolles Zusammenstehn und Zusammenarbeiten weithin auch für die Zukunft ermöglichten und verbüraten. Ihr nächster Schritt würde voraussichtlich der sein, daß Sie aus dem Vorstande unserer „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt" austräten, dem Sie seit Jahren angehören. Wir sind da ein Triumvirat, auf das ich immer stolz war: ein Deutschnationaler, Sie; ein Sozialdemokrat, Fuchs; ein Demokrat, ich. Zu leisten, zu entscheiden hat unser Vorstand ja wenig: diese unsre Organisation lebt ohne groß Regiment. Aber die Symbolik seiner Zusammensetzung war und ist mir für unsern Kreis überaus charakteristisch und wertvoll. Legen Sie Ihr Vorstandsamt nieder, so wird das für den Gang der (kaum vorhandenen) Geschäfte wenig, für die Physiognomie unsers Kreises viel bedeuten.

Sie kennen das letzte Kapitel des ersten Bandes von Diltheys „Schleiermacher". Es ist überschrieben: „Trennungen". Es hat mich immer menschlich besonders bewegt. Und wiederholt im Leben, wenn im Laufe meines öffentlichen Wirkens Trennungen an mich herantraten, habe ich mich seiner erinnert. Denn ohne solches Auseinandergehn mit Menschen, die eine Strecke Wegs einem ihr Geleit gegeben haben, sachliche Förderung und persönliche Freundschaft dazu, ist es ja nicht abgegangen. Wenn ich so zurückschaue: manchmal war die Trennung wohl motiviert, nötig und heilsam, manchmal war sie herzlich unmotiviert und kaum verständlich. Trennung braucht kein Unglück, kann Vernunft und Wohltat sein. Aber je enger gemeinsames Ziel und verwandte Lebensauffassung uns verbinden, desto verantwortlicher ist sie doch. Und gerade in unsrer Zeit, wo die Orientierung der Geister so verschieden und der Sinn für vorhandne Gegensätze so empfindlich ist, werden Männer wie Sie und ich, verehrter Freund, uns doppelt besinnen, ob wir den Trennungsstrich ziehen oder dem Andern Anlaß dazu geben sollen.

Sie haben uns zur Buße gerufen. Als ich diesen Passus in Ihrer „Gemeinde" las, kam mir unwillkürlich die Erinnerung daran, wie 1894 auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß zu Frankfurt a. M. jener hessische Pfarrer Harnack zur Buße rief um des Ärgernisses willen, das er im Apostolikumstreit gegeben habe. (S. 174 f. des Protokolls, vgl. CW 1894, 21, 509.) Wären wir nicht heute weiter in unsrer Kirche, wenn die berufenen Instanzen damals auf die von Harnack aufgeworfene Frage verständnisvoll eingegangen wären? Und was bleibt Ihnen und uns denn heute Andres übrig, als daß wir das im Streit um Marx aufgerollte Problem, nachdem die Sturzwelle einer rasch notwendigen Entschließung sich verlaufen hat, in aller Ruhe verarbeiten?

So haben wir ja mitten in den Tagen des Streites um die Präsidentenwahl — ja an dem Tage, an dem ich meinen inkriminierten Artikel für die Frankfurter Zeitung schrieb — in Ihrer Anwesenheit und unter Ihrer Mitwirkung, in Friedrichroda beschlossen, bei der nächsten großen Zusammenkunft unsers Kreises, in Coburg, im Bunde für Gegenwartchristentum, am 6. Oktober, über den protestantischen Staatsgedanken zu verhandeln, das ist über die Stellung, die der kirchliche Protestantismus auf Grund seiner Geschichte und seiner Prinzipien zum heutigen deutschen Staate einzunehmen hat. Da wird all das, was an den letzten Vorgängen uns erregt oder verletzt hat, restlos zu seinem freien Ausdruck kommen können, und wir werden versuchen, die vorhandenen Schwierigkeiten mit vereinten Kräften wenigstens für unser Nachdenken und Einschätzen zu klären und zu sichten. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß ich keine Fehlbitte tue, wenn ich Sie bitte, Ihre letzte Entscheidung über Bleiben oder Brechen jedenfalls zu verschieben, bis wir diese Verhandlung gehabt haben. Die Referenten, die wir in Aussicht genommen haben, bürgen Ihnen dafür, daß Sie nicht vergewaltigt werden, wenn Sie hinkommen.

Ich weiß, daß die Frage, wie unsre Vereinigung der Freunde politisch zusammengesetzt sei, Sie gelegentlich beunruhigt hat. Da wir grundsätzlich darnach nicht fragen und ich insbesondre mich grundsätzlich dafür nicht interessiere, kann ich darüber nichts aussagen. Unser Herr Generalsekretär versichert wiederholt, daß es ein Irrtum sei, anzunehmen, es überwögen unter uns die Anhänger der Demokratischen Partei. Ich kann nur sagen, als wir jetzt in Halle unter der Firma der Christlichen Welt unsre kleine Sonderzusammenkunft hatten, 30—40 Leute etwa, waren wir Hindenburg- und Marxwähler einmütig beieinander: selbstverständlich unser Hauptthema eben dieses, das uns hier beschäftigt. Einer der anwesenden Hindenburgwähler, Pfarrer Dr. Lehmann an der Lutherkirche in Mannheim, konnte uns eine eigene Schrift zur Sache vorlegen, die viel gekauft wurde, und die ich unsern Lesern allen nur herzlich empfehlen kann: Um des Evangeliums willen. Eine ungehaltene politische Verständigungs- und Bekenntnisrede zur Reichspräsidentenwahl an seine Gemeindeglieder. (Mannheim-Neckarstadt, Zehntstr. 35, Neckar-Druckerei. 11 S. 30 Pfg.) Zur Buße gerufen hat uns Niemand.

Das hindert nicht, daß der Konflikt, in dem wir handelnd gestanden haben, in uns Nächstbeteiligten innerlich nachwirkt. So verhärtet sind wir nicht, daß die ernsten Nöte und Vorhaltungen treuer Volks- und Glaubensgenossen, darunter nächster Freunde, auf uns keinen Eindruck hinterlassen sollten. Aber Parteipolitik dürfte man uns nicht vorwerfen! Denn unsre „Partei" als solche war doch im Grunde an der Wahl von Marx herzlich wenig interessiert. Aber Politik treiben heißt handeln. Heißt gerade in Konfliktsfällen gar nichts weiter als: handeln. Wo Andre schweigen und abwarten dürfen: handeln. Wir haben gehandelt, wissen warum, und sind bereit die Folgen zu tragen.

Was an dem Konflikt der weiteren Behandlung und Verantwertung wert bleibt, wollen wir wahrlich nicht bei Seite schieben. Die „römische Gefahr" — sie beschäftigt uns hier in jeder Nummer. Die „Rücksicht auf die Gemeinde" — auch davon soll die Rede sein. Heute nur dies. Es ist wahrlich nicht das erste Mal, daß uns im Laufe dieser öffentlichen Erregung versichert wird, von sehr wertvollen Menschen: es sei die „Christliche Welt" noch das einzige Organ, das sie bei der Kirche halte. Und einer der besten deutschen Männer schreibt mir: „Die evangelische Kirche hat wieder einmal die elementare Aufgabe eines geschichtlichen Augenblicks verkannt und verpaßt — nämlich zu politischem Liberalismus, Demokratismus, meinethalb Radikalismus in ein positives Verhältnis zu kommen." Herr Gauger kann das nicht verstehen, wohl aber können Sie es. Sie mißbilligen meine Haltung durch all die Jahre hindurch, finden sie katastrophal für den ganzen „Neuprotestantismus". Meinen Sie denn wirklich im Ernst, daß es für unsre Kirche von Vorteil wäre, wenn das Bißchen Republikanismus, das Bißchen Konservatismus zum Staate von 1918, das in der Christlichen Welt unwillkürlich und zuweilen auch bewußt zu Tage kommt, auch noch aus der Öffentlichkeit verschwände? Können Sie das im Ernst wünschen? Und daß es im Grunde — gelegentliche Entgleisungen zugegeben — für mich um nichts Andres sich handelt als um eine korrekt-protestantische Haltung zum gegebenen Staat und zur gegebenen Obrigkeit, um eine — je länger je mehr in der Tat gegenüber dem Vordringen reaktionärer Mächte — konservative Politik, das werden Sie mir vielleicht bei weiterem Nachdenken persönlich zubilligen. Wägen Sie in Ruhe ab, wie ich in der Christlichen Welt Eberts Tod und Hindenburgs Amtsantritt behandelt habe, wie ich in der Christlichen Welt zu der ganzen Präsidentenwahl ganz und gar geschwiegen habe (ich kann auch schweigen), und erkennen Sie daraus meine grundsätzliche Einstellung auf diese Dinge. Aber nebenher zu handeln, wie ich es für mein Vaterland für heilsam halte, das muß mir unbenommen bleiben. Mir wie Jedermann. Auf die Gefahr hin, daß wir irren, hüben oder drüben.

Ich denke, daß auch aus dieser Verworrenheit der Dinge und Ansichten mit Gottes Hilfe größere Klarheit und Entschiedenheit erwächst, unserm engeren Kreise zunächst und darüber hinaus. Ich bin überzeugt, daß auch Sie, verehrter Freund, mit dafür sorgen werden. —

Damit hätte ich geschlossen, wenn nicht eben jetzt die Post einen Beschluß brächte, den ohne Zutun der Schuldigen, ja gegen ausdrückliche Wünsche von dieser Seite, unsre Freunde und Freundinnen in Halle gefaßt haben. Sie mag denn wie ein postscriptum meinen Zeilen nachfolgen. Sie werden sagen, das sei doch nur eine zufällig zusammengekommene Schar, die sich da äußere. Aber der Evangelisch-Soziale Kongreß ist schließlich kein Zufall, und jedenfalls sind diese Männer und Frauen nicht zusammengetreten zu meiner und der Andern Entlastung. So bedeutet der Beschluß eben doch ein Dokument. Das Weitere findet sich in Coburg.

Und damit Gott befohlen. Ihr Rade

Kundgebung von Freunden der Christlichen Welt
am 4. Juni 1925 in Halle a. S.

Die anläßlich der Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Halle a. S. versammelten Freunde der Christlichen Welt fühlen sich gedrungen, zu den bei der Reichspräsidentenwahl in ihrem Kreise aufgetauchten Meinungsverschiedenheiten Folgendes zu erklären:

„Unsere Gesinnungsgemeinschaft ist wesentlich getragen von „dem protestantischen Grundsatz der Gewissensfreiheit und verpflichtet uns, in unserem Kreise jede aus ehrlicher Überzeugung „der Einzelnen stammende Meinungsverschiedenheit auch in politischen Fragen zu achten. Daher versichern wir trotz unserer vielfach entgegengesetzten politischen Meinung die bewährten evangelischen Männer und Führer, die aus gewissenhaften Erwägungen die Kandidatur Marx empfohlen haben, unseres unveränderten Vertrauens."

Die stille Insel

Ein Buch von der Ehe. Von Reinhold Braun. Chemnitz, Max Müller, 1924. 192 S. 4 M.

Seit Ibsens „Kaiser und Galiläer" ist der Gedanke vom „Dritten Reich" in die moderne Literatur eingedrungen. Die Sehnsucht nach höherer Menschlichkeit, nach wahrer Menschwerdung, Ineinsbildung des Sinnlichen und Geistigen ist der Kern dieses Gedankens. Johannes Schlaf schrieb seinen Roman vom „Dritten Reich", ebenso Hans Franck. Nietzsches Übermensch berührt sich nahe mit dem Traum vom kommenden dritten Reich. Durch Gerhart Hauptmanns sämtliche Werke geht er wie ein bald lauter bald leiser klingender Unterton.

Im Mittelpunkt steht die Frage nach dem Verhältnis der beiden Geschlechter und damit auch das Problem der Ehe, das uns ein ernstes und schweres geworden ist. Wir hören aus der jüngsten Dichtung die Sehnsucht nach Verinnerlichung, Vertiefung des Verhältnisses von Mann und Frau heraus eine Sehnsucht, die schon vorklingt in den Zeiten der Frühromantik, in Schlegels „Lucinde". Bei Emil Gött in seinem Bekenntnisbuch, der dramatischen Dichtung „Fortuna's Biß" und bei Fritz von Unruh in seinem „Platz" gewinnt diese Sehnsucht positivere Gestalt.

Aber während dieser in der durchgeistigten Frau die Lösung des Problems findet, greift Reinhold Braun weiter. Das „Ewig-Männliche" und das „Ewig-Weibliche", beides zusammen

gibt erst den vollen Zusammenklang. Auch er ist Dichter: über dem ganzen Buch schwebt ein Hauch zartester Poesie. Aber was er dichtet, hat er erlebt, aus der Wirklichkeit persönlichen Erlebens schreibt er und will nun überreden, überzeugen, bekehren, zum Erleben führen.

Zum Begriff der wahren Ehe gehört ihm Beides: Bejahung des sinnlichen Faktors, der Geschlechtsgemeinschaft, gesunde Sinnlichkeit und höchstes Verantwortlichkeitsgefühl für die Auswirkung des Seelischen und Geistigen. Beides soll in Eins zusammenklingen. Auch die Sinnlichkeit soll Erhebung sein: „Dienerin zum Erleben schöner Menschlichkeit". Daher darf das Körperliche in der Ehe nicht als Nebensache behandelt werden. „Zucht und Zeugung müssen wieder Ideale werden. Es ist auch ein Stück Religionslosigkeit, wenn wir nicht mehr Andacht vor dem Gefäß unseres Lebens empfinden." Alles, was Braun über diese Seite der Ehe sagt, ist tief ethisch begründet. Hier bekommt der Gedanke von der Heiligkeit der Natur seinen berechtigten Sinn. Der aus Gottes Schöpferwillen hervorgegangene Menschenleib kann in seiner Würde nur erhalten und zur Vollendung geführt werden, wenn der Mensch ihn vom Geist, vom sittlichen Geist beherrscht werden läßt. Es sind Gedanken Schleiermachers, die hier anklingen, für den Sinnlichkeit und Geist keinen schroffen Gegensatz bildeten, der in der Ehe die harmonische Verbindung von Natur und Geist sah. Daher gehört für Braun zur vorehelichen und ehelichen Erziehung das Sich-Ergreifen-lassen von dem Wunder des Menschenleibes. Ehe ist Kultur, schöpferische Kultur, Pflege des höheren Ichs, gegenseitiges Emporführen zum ganzen, vollen Menschentum, gemeinsame Lebenskämpferschaft. Das alles aber gehört zur Kultur der Ehe, zur Ehekunst: denn eine Kunst ist sie.

Viel Feines und tief in die Wirklichkeit des Lebens Eingreifendes sagt der Verfasser über die Gefahren, die die Ehe zum Alltag machen können: über das Sich-Gehenlassen in Wort und Gebärde, in der Kleidung, im ganzen Wesen, über Politik und Ehe, über das Leid, das keiner erspart bleibt, über Trägheit und Bequemlichkeit, die den Alltag trostlos machen, kurz über alle die Belastungen und dunklen Mächte, die schließlich die Zweieinigkeit zerbrechen können. Und wiederum viel Wahres und Erziehliches steht in dem Buch über die Mutterschule, das Vatersein, über die Kinderlosen, über die Stief- und Schwiegermütter, über Familiensinn, über das Sich-gegenseitig-Schonen, das rechte Sich-Aussprechen, über gemeinsames Wandern, über Blumen als Herzensvereiniger, über die Kunst in der Ehe, über die Freundschaft mit guten Büchern.

Der eigentliche Lebensatem aber ist die Religion, das gemeinsame Erleben des Göttlichen hinweg über alle Schranken des äußeren Bekenntnisses. Daher gehört zur rechten Ehe Sonntagsfeierkunst. Denn der Sonntag schenkt uns die Zeit, in eine andere Welt einzutauchen, die reine Luft eines höheren Lebens zu atmen, Gottesnähe zu spüren.

So ist es ein tiefreligiöses Buch, ohne Aufdringlichkeit, aber ganz durchweht vom Hauch des Religiösen, ein Buch der Verinnerlichung. Freilich es gibt Allzuviele, die sich nun einmal nicht verinnerlichen lassen. Aber denen, die den Willen dazu haben, kann es den Weg zeigen, tiefer in den Sinn des Lebens einzudringen, sich für den wichtigsten Beruf vorzubereiten, den Weg ins „dritte Reich", d. h. zur Höherpflanzung des Menschlichen.

Ich würde dem Buch, das der Verlag sehr geschmackvoll ausgestattet hat, keinen Dienst erweisen, wenn ich noch weiter in seinen Inhalt einginge, es würde ihm den zarten Duft nehmen, der von ihm ausgeht. Das Buch will gelesen sein von Eheleuten und denen, die es werden, und wird seinen Zweck nicht verfehlen.

Ludwigslust Ernst Schaumkell

Verschiedenes

Verband der evangelischen Theologinnen Deutschlands

Das im WS 24/25 versandte Rundschreiben der Marburger Theologinnen (vgl. CW 1925 Nr. 16/17) hat im März dieses Jahres zur Gründung des „Verbandes der evangelischen Theologinnen Deutschlands" geführt.

Ein Zusammenschluß aller Kandidatinnen und Studentinnen der Theologie war aus mancherlei Gründen erforderlich.

1. In Preußen steht eine gesetzliche Regelung der Prüfungs- und Anstellungsordnung unmittelbar bevor auf Grund der neuen Kirchenverfassung der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union, welche die Anstellung akademisch-theologisch gebildeter Frauen (als Beamte) vorsieht. (Art. 54 3, 55, 56, 59, 112 und Entschließung III zu Artikel 59.) So mußte ein Organ geschaffen werden, das Möglichkeit und Berechtigung hat, die Stellungnahme der Theologinnen an die Behörden zu vermitteln.

2. war eine gegenseitige Fühlungnahme der in Deutschland verstreuten Theologinnen wünschenswert, um größere Einheitlichkeit zu erreichen und um sich klarer zu werden über die Arbeit, die man als Frau innerhalb der Kirche zu leisten wünscht.

3. war es dringend nötig, einen Ort zur Stellenvermittlung zu schaffen, da vielfach Pfarrer nach Theologinnen suchten und andererseits Theologinnen nach Arbeit.

Die Einstellung des Verbandes zur kirchlichen Arbeit der Frau ist nun diese:

Der Wunsch, als Theologinnen innerhalb der Gemeinde tätig zu sein, entspringt nicht frauenrechtlerischen Bestrebungen. Insofern sind wir nicht Kampforganisation, die die männliche Pfarrertätigkeit, also die volle Gemeindeleitung, nun auch für die Frau beansprucht. Vielmehr möchten wir dort angreifen, wo Frauenarbeit besonders notwendig erscheint. Diese Beschränkung bedeutet aber nicht, daß wir als Helferinnen und Angestellte eines Pfarrers arbeiten möchten, wobei wir zu jeder beliebigen Hilfsarbeit gebraucht werden, sondern wir möchten mit ganzer Verantwortung und Selbständigkeit von der Kirche (Gemeinde) angestellt werden, also etwa:

1. Als Seelsorgerin an Frauen in Krankenhäusern und Gefängnissen, und zwar hier mit der Erlaubnis, im Notfall taufen und das Abendmahl reichen zu dürfen. In Krankenhäusern könnte, falls erforderlich, die Bibliothek, in Gefängnissen die Gefangenenfürsorge in Hand der Theologin liegen.

2. Als Seelsorgerin an Mädchenheimen.

3. Als Jugendpfarrerin einer Stadtgemeinde zur Führung der weiblichen Jugend: Katechismenunterricht, Kinder- und Jugendgottesdienst, Führung der entlassenen Konfirmandinnen. Besonders am Herzen liegen uns Bibelstunden, weil wir hoffen, durch sorgfältige und sachliche Auslegung der Schrift dazu beitragen zu können, daß die Bibel wieder als das gelesen wird, was sie ist.

4. Als Seelsorgerin an Studentinnen (Bibelstunden). Hier könnte die Theologin zugleich die nötige Fürsorge übernehmen, z. B. Krankenhilfe, Unterstützungen, Arbeitsvermittlung.

5. Als Lehrerin für kirchlichen Religionsunterricht.

Vorort des Verbandes ist zur Zeit Marburg (11 Theologinnen). Vorsitzende sind: Erna Haas, Weinberg 2 und Ilse Jonas, Rotenberg 11.

Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche. Von Otto Baumgarten. (Bücherei der Christlichen Welt.) Gotha-Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1925. 88 S. 2.50 M.

Ist das nun eine Absage an die Kirche, ein Bruch mit dem ein ganzes fleißiges und charaktervolles Leben lang durchgeführten Versuch, unsere überlieferten deutschen evangelischen Kirchen von innen her zu reformieren? Fast scheint es so, als ob sich in Baumgarten die Fülle eigner bitterer Erlebnisse und Erfahrungen unter schweren Kämpfen und Schmerzen allmählich zu dem Urteil verdichtet hätte, daß eine solche Reform hoffnungslos ist. Kirche und persönliche Wahrhaftigkeit schließen sich aus; wer das Eine will, muß das Andere opfern; wer Beides doch vereinigen möchte, muß sich entweder über das Wesen der Kirche Illusionen hingeben, d. h. aber sich absichtlich selbst betrügen, oder in sich selbst einen doch auf die Dauer für ein feines Gewissen unerträglichen Kompromiß schließen, der sich mit den schönen Vorwänden der Liebe und Treue rechtfertigen möchte, bei Lichte besehen aber schwächliche Halbheit und Feigheit ist. Eine Kirche, die Volkskirche, Bekenntniskirche, Schriftkirche, Kirche des allgemeinen Priestertums zu sein beansprucht, ja die nur von der Idee einer Einheit des Glaubens nicht lassen will, — man sieht: lauter wesentliche Züge unseres deutschen Kirchenbegriffes — muß von dem Einzelnen den Verzicht auf die Forderungen seines intellektuellen Gewissens verlangen, kann in der Betonung des Rechtes eigner Überzeugungsbildung nur eine störende, gefährliche, sprengende Kraft erkennen, muß im Widerstreit zwischen Wahrhaftigkeit und Liebe, d. h. Gemeinschaftssinn, die Unterordnung jener verlangen, muß sich zu der ethischen Grundfrage: Persönlichkeit und Gemeinschaft, Überzeugung und Liebe oder Treue, katholisch einstellen, muß den wahren protestantischen Luther verleugnen zu Gunsten des durch Schwärmer und Sakramentierer hart und eng gemachten Begründers der Landeskirche, muß das echte Jesusbild (S. 60 eine der schönsten des Büchleins) in das weichliche des Sünderheilandes ummalen, d. h. um seine Kraft und Schärfe bringen.

Der Anstoß an unsere Kirchen, den gerade die feinsten, stärksten, lebendigsten Geister in steigendem Maße nehmen, liegt nicht in der Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit unserer Kirchenregierungen und in der Anmaßung und Unbildung unserer Synoden — obgleich auch diesen nichts geschenkt wird —; er ist deshalb auch gewiß nicht durch Demokratisierung der Kirchenverfassung, d. h. durch Verlagerung der Kirchengewalt in die breite Masse des Volkes, zu beseitigen. Nein — der protestantische (deutsche) Kirchenbegriff selbst ist mit dem modernen Geist und der ihm immanenten Freiheit des Denkens und Glaubens unvereinbar. Die kirchlichen Ideale sind Trugbilder und müssen aufgegeben werden: die Treue gegen das Bekenntnis der Väter wie gegen die Schrift oder eine klassische Vergangenheit, und ebenso die Volkskirche, die Laienkirche, ja überhaupt die Einheit des Glaubens. Alles das soll man nicht wollen, vielmehr bewußt darauf verzichten, weil man nur so wahr gegen sich selbst bleiben und Andern das Menschenrecht der Wahrhaftigkeit unangetastet erhalten kann. Es gibt nur zwei Auswege: entweder den der Verwandlung der Kirche in einen „Zweckverband" mit offnem Verzicht auf Einheit des Bekenntnisses, der Lehre und der Liturgie und gesetzlich garantierter Toleranz gegen jede religiöse Überzeugung, die sich selbst als zugehörig empfindet, — Baumgarten greift hier

auf meine Vorschläge und die ähnlichen von Theodor Kaftan und Zöllner zurück — oder, und das ist doch wohl der konsequente Auslauf des Gedankenganges, die Überführung „in die feineren und weiteren, vielleicht auch engeren und ärmeren Formen des Sekten- und Freikirchentums", d. h. die Annahme des Kirchenbegriffes des fortentwickelten, vom Täufertum umgebildeten Calvinismus.

Wer könnte sich der Eindringlichkeit dieses, durch bittre persönliche Lebenserfahrung durchpulsten Gedankenganges entziehen! Die Meisten unter uns werden schon selbst vor solchen Überlegungen und letzten Fragen gestanden haben. Es ist jedenfalls ein sehr schwerwiegendes Symptom unserer Lage, wenn ein Mann wie Baumgarten fünf Jahre nach der Weimarer Verfassung, die nach der Meinung Vieler einen goldnen Morgen für die religiöse Freiheit bringen sollte, diese Parole ausgibt, und er kann verlangen, daß man sich aufs Ernsteste damit auseinandersetzt. Nur Eins möchte ich für heute dazu bemerken:

So sehr die Schilderung der steten Gefahr, von der die persönliche Wahrhaftigkeit in unsern Kirchen bedroht war und ist, ans Herz greift, so wenig befriedigend erscheint mir der Ausweg. Weder der „Zweckverband", über dessen ethischen Wert Baumgarten auf S. 49 schöne, mich gegenüber all der Verachtung, die diesem Gedanken zuteil geworden ist, hoch erfreuende Worte schreibt, noch die „Sekte" an sich werden jene Gefahr ausrotten, sondern — ja, man verüble mir nicht, wenn ich immer wieder dasselbe sage — nur die starke Hand eines Staates, der, mag er den Kirchen und Religionsgemeinschaften auch alle Selbstverwaltung einräumen, sie doch nicht von sich „trennt", sondern sich seiner Pflicht bewußt bleibt, die Religionsfreiheit seiner Glieder auch in den Kirchen und gegen sie zu schützen. Die Weimarer Verfassung hat zunächst jene klerikalen Tendenzen zum Siege geführt, gegen die der deutsche Staat lange Zeit männlich auf der Wacht gestanden hat, zuletzt in den Preußischen Kämpfen der siebziger Jahre. Die Zukunftsperspektive, die sie eröffnet, ist diese: starke, selbstbewußte, geschlossene, uniforme Kirchen in einem mehr und mehr von ihnen nicht befriedigten, religionslos werdenden Volk. Vielleicht kommt doch einmal der Zeitpunkt, wo das Volk wieder erkennt, daß es der Freiheit der Kirche die religiöse Freiheit geopfert hat, und sich an den Staat wendet, dieser Luft und Licht zu schaffen. Keine Kirchenform bietet — relativ, alles Irdische ist relativ — der Religionsfreiheit soviel Gewähr, wie ein gereinigtes Staatskirchentum.

Ich habe hier den Inhalt der elften und zwölften Vorlesung nicht berücksichtigt. Soviel Feines und seelsorgerlich Beherzigenswertes sie auch enthalten, sie scheinen mir etwas aus dem Rahmen des Ganzen zu fallen. Erich Foerster

Vom Katholizismus der Gegenwart

Eine soeben erschienene statistische Übersicht gibt folgendes Bild über den Stand des gesamten Benediktinerordens. Die ganze Benediktinische Ordensfamilie umfaßt 27 418 männliche und weibliche Religiosen. Sie ist bekanntlich nicht zentralistisch organisiert, sondern besteht aus einzelnen selbständigen Klöstern, die sich nach verschiedenen Gesichtspunkten (Observanz, Abstammung, Nationalität) mehr oder weniger eng zu verschiedenen Gruppen und Kongregationen zusammengeschlossen haben. Die Hauptgruppe bilden die eigentlichen, nach ihrer Ordenskleidung „schwarzen" Benediktiner mit 15 Kongregationen. Sie schlossen sich im Jahre 1893 auf einer Versammlung aller Benediktineräbte in Rom zu einer Confoederatio Benedictinorum zusammen. Der von allen Äbten gewählte Abt-Primas ist zur Zeit Fidelis von Stotzingen (früher Abt von Maria-Laach), der zugleich Abt des internationalen Studienkollegs St. Anselm in Rom ist. Hierher gehören 113 Abteien und 93 andere Häuser mit 7858 Mitgliedern, von denen 4224 Priester sind. Schwarze Benediktinerinnen gibt es 12 627 in 300 Klöstern.

Die übrigen Zweige des benediktinischen Stammes umfassen 160 Männerklöster mit 4078 Mitgliedern (2008 Priestern) und 139 Frauenklöster mit 2835 Nonnen. Dazu gehören: die Kamaldulenser (mit weißer Kleidung 1012 gegründet) mit 25 Klöstern und 298 Mitgliedern; die Vallombrosaner (früher graue Kleidung, jetzt schwarz, 1020 gegründet) mit 7 Klöstern und 63 Mitgliedern; die Zisterzienser (grau, 1098 gegründet) mit 8 Kongregationen, in 40 Klöstern und 7039 Mitgliedern; die Trappisten („Zisterzienser von der strengen Observanz", 1664 gegründet) mit 57 Klöstern und 2080 Mitgliedern; die Silvestriner (türkisch-blaue Kleidung; 1231 gegründet) mit 7 Klöstern (sämtlich in Italien) und 75 Mitgliedern; die Olivetaner (weiß, 1319 gegründet) mit 15 Klöstern (in Italien, Jugoslavien und Kärnten) und 388 Mitgliedern; die Mechitaristen (1701 zur Belebung der Armeniermission begründet) mit 9 Häusern (in Italien und Österreich) und 93 Mitgliedern.

Das Zentralorgan des Ordens sind die Annales Ordinis S. Benedicti (seit 1893 in Rom erscheinend); in Deutschland erscheinen die „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienserorden" seit 1880, sowie die „benediktinische Monatsschrift", herausgegeben von der Erzabtei Beuron seit 1919.

In einer Versammlung der deutschen und österreichischen Benediktineräbte wurde im vorigen Jahr beschlossen, die Pläne einer katholischen Universität in Salzburg neu aufzunehmen. Der aus den Professoren des erzbischöflichen Seminars bestehenden theologischen Fakultät, die bereits Promotionsrecht besitzt, soll eine philosophische Fakultät angegliedert werden, die materiell und geistig vom Benediktinerorden getragen wird. Bei der Abtei St. Peter von Salzburg bestand von 1623 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Benediktineruniversität, die hiermit wieder aufleben soll, indem sämtliche Benediktinerkleriker zum mindesten von Österreich, Bayern und der Schweiz nunmehr in Salzburg studieren sollen. Geschädigt würden durch diesen Plan die bisherige österreichische Benediktinerhochschule in St. Florian, ferner die theologischen Fakultäten in München und Freiburg in der Schweiz.

*

Die Kongregation der Redemptoristen zählt nach der neuesten Statistik in 21 Provinzen 4993 Mitglieder, darunter 2610 Priester. Ihre Missionsgebiete sind im Kongostaat, in Australien, in Mittel- und Südamerika, auf den Philippinen und in Indochina. Neuestens arbeitet die belgische Ordensprovinz besonders unter den Ruthenen in Galizien und Kanada. Zu diesem Zweck haben eine Reihe von Patres den ruthenischen Ritus angenommen.

*

An der Vigilie (Vortag) des Pfingstfestes erreichten die beiden Kanonisationswochen vor Pfingsten den als solchen empfundenen „Höhepunkt des heiligen Jahres" mit der Heiligsprechung des französischen Dorfpfarrers Johannes Vianney (vgl. Nr. 5/6, 138) und des Oratorianers Jean Eudes († 1680), des Stifters der französischen Weltpriesterkongregation der Eudisten, die sich der Volksmission, Jugenderziehung u. A. widmen. Damit ist die Reihe der Heiligsprechungen für dieses Jahr abgeschlossen. Es folgen noch fünf Seligsprechungen, darunter die des Hirtenmädchens von Lourdes. In der Papstmesse war mit der Vorbereitung auf das Pfingstfest die Erinnerung an das Konzil von Nizäa und die „Heiligsprechung zweier Priester der Kirche" verbunden. Als „Verwandte" des ersteren der Heiligzusprechenden waren 120 Dorfpfarrer aus den ärmsten Winkeln Frankreichs eingeladen. Auch sonst füllten vornehme und arme Franzosen die Ehrenplätze und die Pilgerreihen. Abends wurde die Kuppelbeleuchtung von St. Peter ergänzt durch ein davor aufflammendes, von der Stadtverwaltung gestiftetes elektrisches riesenhaftes Lichterkreuz und durch die offizielle Beleuchtung sämtlicher städtischen und Regierungsgebäude.

*

Von der „römischen Canisiuswoche" gibt in der Deutsch. evang. Korrespondenz" Nr. 22 (des Evang. Bundes) ein evangelischer Augenzeuge eine sehr ausführliche Darstellung, worin von Pius XI. gesagt wird, daß „sein bescheidenes, natürliches und frommes Wesen und Amtieren" „unbestritten einen sympathischen Eindruck macht". Der Papst sprach die Hoffnung aus, daß die Heiligsprechung des Canisius, der zugleich zum Doctor ecclesiae ernannt wurde, „eine Gewähr sei für die friedliche Wiedervereinigung der nordischen Völker im Glauben".

Während die deutschen Jesuiten in den verschiedenen Schilderungen des Lebenswerkes ihres ersten deutschen Ordensgenossen sich größter Zurückhaltung befleißigten und ihn eher zu mild beurteilten, sowie namentlich seine gut deutschen Eigenschaften betonten, wird von dem Prälaten der Ritenkongregation Mons. Salotti, der während des Heiligungsprozesses den „advocatus diaboli" zu spielen hatte, Anderes berichtet. Er setzte das Thema des Osservatore Romano fort, der in seinem Tagesartikel (21. Mai 1925) den „Athleten Gottes" (Canisius) dem „Athleten des Teufels (Luther) gegenüberstellte. In der Jesuitenkirche Al Gesù hielt der Ritenprälat eine Nachmittagsansprache (am 22. Mai 1925): „Luther war eine Ausgeburt der Hölle, ein Mönch, der sich der Sinnlichkeit prostituierte, der jungfräuliche Seelen aus dem Kloster riß, um sie zum Opfer seiner Gelüste zu machen. Luther vernichtete alle Kultur und machte die Deutschen zu einem grausamen, blutrünstigen, zerstörungswütigen Volk. Was sich ihm anschloß, watete im Sumpf der Leidenschaften und der Gottlosigkeit. In höchster Not trat ihm auf Gottes Geheiß Canisius gegenüber. Er sprang dem Ungeheuer an die Gurgel und zwang es in Banden. Er rettete die deutsche Kultur und wahrte ihren Zusammenhang mit der lateinischen, mit der katholischen, mit der menschlichen Kultur. Luther führt seine Anhänger in den Abgrund, Canisius führt seine Getreuen in den Himmel. Das Gottesgericht ist klar und deutlich. Luther und sein Werk zerfallen in Staub, Canisius wird zu neuen Ehren erhoben. Der Protestantismus sinkt herab zur Bedeutungslosigkeit, der Katholizismus ist die aufsteigende Macht in allen Völkern und Ländern. Usw."

*

Über die Missionsausstellung im Vatikan haben sich Stimmen deutscher Gelehrter (wie Professor Schmidlin-Münster und Professor Aufhauser-München) erhoben. Sie sagen, daß ihr eigentlicher missionswissenschaftlicher Wert nicht allzu groß sei. Gegenüber den ethnologischen und geographischen Außen- und Schaustücken fehlen die Materialien über das eigentliche Mis-

sionswirken der Kirche oder treten sehr zurück. Einzelnes sei später durch graphische Darstellungen des Wachstums der Gemeinden und durch Bilder von Missionskirchen, Schulen usw. ergänzt werden. Ursprünglich scheint das Augenmerk durch mangelhafte Instruktionen auf jene Nebendinge, die unmittelbar mit der Mission nichts zu tun haben, abgelenkt worden zu sein.

*

Die Aufrechterhaltung der lang umstrittenen französischen Botschaft beim Vatikan ist jetzt durch Entscheidungen der Regierung Painlevé und der beiden parlamentarischen Körperschaften gesichert. Schon in der Programmerklärung des neuen Ministerpräsidenten hieß es, daß Frankreich auch weiterhin „einen hochqualifizierten Vertreter" beim Vatikan haben werde. Auf die Erklärung des Außenministers Briand, daß er nicht die geringste Absicht habe, die vatikanische Botschaft aufzuheben, bewilligte der Senat am 26. Mai das gesamte Budget für die auswärtigen Angelegenheiten.

*

Die in voriger Nummer festgestellte Steigerung der Wallfahrtssucht infolge des Heiligen Jahres wird auch anderwärts bestätigt. Im badischen Walldürn, in dem bayrischen Maria-Ötting, in Wies, zum oberschwäbischen Blutritt am Freitag nach Himmelfahrt in Weingarten usw. sollen dies Jahr viel größere Scharen, als in den letzten Jahren, zusammengeströmt sein. Für die Loretowallfahrt bei Türkheim in Schwaben (vgl. 22/23, 525) setzt sich jetzt in der Augsburger Postzeitung auch die „altera pars" ein: Warum wollen wir dem armen Wallfahrer, der in Not und Elend zum gegeißelten Heiland oder zur Muttergottes gezogen kommt, dies wehren? Wie die offizielle Kirche diese Dinge ansieht, zeigt eine Predigt des Bischofs D. P. W. von Keppler am Blutfreitag in Weingarten: „Das Fest hat einen kleinen Mittelpunkt: ein Gefäß, das einen schönen Kristall einschließt; der Kristall aber birgt in sich nach alter Überlieferung etwas von dem Blute Christi, das auf Golgatha floß. Müssen wir nun glauben, daß in dem Kristalle wirklich Teile des Blutes Christi eingeschlossen seien? Nichts hindert uns, das zu glauben. Niemand zwingt uns, das zu glauben. Das kann Jeder halten, wie er will. Ob man an die Echtheit der Reliquie glaubt oder nicht, der eigentliche Mittelpunkt und Zielpunkt des altbewährten Blutfreitags, der Andacht des Volkes und meiner Predigt, bildet nicht diese Reliquie, sondern das kostbare Blut Christi selbst, das Blut der Erlösung, das bei der Auferstehung wieder in den verklärten Leib aufgenommen wurde." Bezeichnend ist, daß zu den zahlreichen regelmäßigen Pilgerzügen nach Rom dieses Jahr zum erstenmal wieder nach dem Krieg ein deutscher Pilgerzug nach Lourdes veranstaltet wurde, der auch nach Limpias (vgl. Nr. 16/17) geführt wird.

*

Gegen die Mechelner Unionskonferenz (vgl. Sp. 525) macht sich in der Kirche von England eine starke Gegenbewegung geltend. Der Schriftsteller Hocking sprach am 15. April vor einer mehr als tausendköpfigen Versammlung gegen den „Romanismus" aus, welcher ein „Ruinismus" der Nation sei, schlimmer noch als jeder Bolschewismus. Der Appell, welcher alle Evangelischen und Modernisten gegen die anglokatholischen Bestrebungen zusammenruft, ist von hohen Würdenträgern der englischen Kirche (Erzbischof Clarke und einer Anzahl von Bischöfen und Prälaten), sowie von hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens unterschrieben. Aber auch auf katholischer Seite in und außerhalb Englands ist der Pessimismus vorherrschend. Ein Artikel der Augsburger Postzeitung schließt mit: lasciate ogni speranza!

*

In der vom bayrischen Franziskanerlektor Dr. P. Erhard Schlund herausgegebenen Neuen Schriftenreihe „Zur religiösen Lage der Gegenwart" (Verlag von Dr. Franz A. Pfeiffer u. Co., München) sind einige wertvolle Beiträge zur religiösen Zeitkunde erschienen. Das erste Heft gibt die Rede, die Kardinal Faulhaber in München am 15. Februar 1924 über „deutsches Ehrgefühl und katholisches Gewissen" zur Abwehr gegen die Hitlerpropaganda gehalten hat; angehängt ist der dasselbe Thema behandelnde Fastenbrief der Diözese München von 1924.

Die Beiträge des Herausgebers behandeln insonderheit das Thema „Katholizismus und Vaterland" und das „Neugermanische Heidentum im heutigen Deutschland". Unter dem Titel „Religiöse Bilanz der Gegenwart" sucht er den Zug zur Religion beim Großstadtmenschen, beim Revolutionär usw. zu verstehen und auf das katholische Christentum als die einzig mögliche Lösung hinzuweisen. Ein Heft gibt den berüchtigt gewordenen Reisebericht des Kardinals van Rossum über „Die religiöse Lage der Katholiken in den nordischen Ländern" in deutscher, die offenboren Irrtümer der ersten holländischen Ausgabe verbessernder Übersetzung. Unter dem Titel „Katholisierende Tendenzen im heutigen Protestantismus" berichtet der Schriftleiter der Augsburger Postzeitung Dr. Hans Rost über die Hochkirchliche Bewegung. Aus dem Büchlein geht nicht hervor, welch geringen Einfluß diese Bewegung im heutigen Protestantismus hat. Die bisher für den Protestanten wertvollsten Hefte (neben dem über „Katholizismus und Vaterland" von Schlund) sind: Karl Borromäus Heinrich über „Das Gesicht des deutschen Katholizismus", ein Laienbekenntnis, woraus wir über die lebendigen Triebkräfte im heutigen Katholizismus Deutschlands uns unterrichten können; und Max Pribilla S. J. über „Kulturwende und Katholizismus", worin die Aufgabe der Katholiken in der Kulturkrise unserer Zeit dargetan wird, mit allerhand aufschlußreichen Bemerkungen und Ausblicken über Katholizismus und Protestantismus, über das Traditionsmoment im Katholizismus und über die Bedeutung des Umschwungs in der modernen Philosophie (zu einer neuen Metaphysik). Aus dem Ganzen spricht eine sehr maßvolle Haltung des Verfassers, die auch in dem von uns gerügten Zitat aus Canisius (22/23, 526) es fertig brachte, dem Vorkämpfer der deutschen Gegenreformation eine milde Stimmung gegenüber den protestantischen Deutschen zuzuschreiben. Zum Schluß sei bemerkt, daß die Preise der Hefte zwischen 80 Pfg. und 3 M. sich bewegen. H H

Wöchentliche Chronik

In Großberlin sind zur Provinzialsynode 48 Positive, 11 Evangelische Vereinigung, 15 Freie Volkskirche, 1 Deutsche Kirche gewählt. In der Provinz Brandenburg 90 Positive (gegen 99), Evangelische Vereinigung = Mittelpartei 26 (27), Freie Volkskirche 23 (10), Deutsche Kirche 2 (0), Sonstige 2. (Die Zählung muß enorme Schwierigkeiten machen, denn die Wahl fand schon am 24. Mai statt.)

Eine im Verlaufe der gesamtdeutschen Woche gegen den Alkoholismus von kirchlichen Kreisen in der Berliner Dreifaltigkeitskirche einberufene Versammlung, in der Generalsuperintendent Burghart, Professor Gonser, Abgeordneter Mumm und Konsistorialrat Fischer umrahmt von Chorgesängen sprechen sollten, wurde von 80 teilweise alkoholisierten Tumultuanten derartig gestört, daß die drei zuletzt genannten Redner nicht mehr sprechen konnten. Die „Berliner Gastwirtszeitung" hatte zu dieser Störung durch einen Artikel aufgefordert, in dem es hieß: „Das Delirium des wüsten Antialkoholismus ist für Allgemeinheit und sittliches Niveau eines Volkes tausendfach gefährlicher als das Delirium des Gewohnheitstrinkers."

Der Volksmissionar im Zentralausschuß für Innere Mission Pastor Hötzel fordert in Rb 140 anläßlich der gehäuften Unglücksfälle im Bergbau die Zechenbesitzer auf, das Morgengebet wieder einzuführen: „Mit der Einführung des Morgengebets werden die Katastrophen im Bergbau seltener werden."

Auf dem Hainstein bei Eisenach (EW 1924 48/49) soll eine Jugendhochschule und evangelische Führerschule unter Leitung von Paul Le Seur eingerichtet werden.

In Leipzig ist auf Beschluß der Synode ein Studentenpfarrer angestellt worden.

Die schwedische Kirchenmission und die amerikanische Iowa-Synode haben die der Leipziger Mission in den letzten Notzeiten vorgestreckten Summen ($2^1/_2$ Millionen GM und 11 000 Dollar) gestrichen.

Die 4 norwegischen Missionsgesellschaften haben 1924 4 Millionen Kronen (auf den Kopf $1^1/_2$ Krone) aufgebracht. Sie versorgen 121 000 Heidenchristen in Madagaskar.

Das schwedische Parlament nahm einen Gesetzentwurf an, daß nicht nur aus religiösen, sondern auch aus ethischen Gründen die Leistung des Militärdienstes verweigert und durch Arbeitsdienst, der 90 oder 120 Tage länger als die Militärdienstzeit dauert, ersetzt werden kann.

Das estnische Konsistorium hat entschieden, daß die vom Evangelisch-Lutherischen Kirchenkongreß in Paragraph 3 des Grundgesetzes der Kirche angenommenen Worte: „in einem dem Geiste des Protestantismus entsprechenden Sinne" in keiner Weise die Glaubensgrundlage der estländischen lutherischen Kirche verändern. Gegen diese Entscheidung hat das Mitglied des Konsistoriums Propst Pöld protestiert, seine Rücktrittserklärung eingereicht und Klage beim Departement für geistliche Angelegenheiten erheben zu wollen erklärt.

Der Schweizer Kirchenbund wendet sich in einem Aufruf an alle protestantischen Kirchen der Welt, in dem es heißt: Der Kirchenbund verdammt jede Politik der Gewalt, jeden Gedanken der Rache, jede wirtschaftliche Selbstsucht, setzt sich ein für einen geistigen Feldzug mit den Waffen des Gebets, der Überzeugung und des Gehorsams gegen das christliche Ideal, beantragt im Geiste des Genfer Protokolls alle Konflikte dem Schiedsgericht und dem Völkerbund vorzulegen, protestiert insbesondere gegen die Abtretung Armeniens und ruft in der Überzeugung, daß die Hoffnung der Welt auf dem Völkerbund und einer rechten Zusammenarbeit der Völker und Kirchen beruht, alle Kirchen auf zu einer gemeinsamen, großartigen Kundgebung der Bruderschaft, Eintracht und Liebe.

In der Schweiz sind die Spielhöllen durch Volksbeschluß beseitigt und jetzt auch die letzten öffentlichen Häuser (in Genf) aufgehoben worden.

Der Weiterbestand des Fliednerschen Gymnasiums El Provenir in Madrid ist durch amerikanische Gaben endgültig gesichert. Die Einrichtung eines anschließenden Seminars zur Ausbildung spanischer protestantischer Lehrer und Pfarrer ist ernstlich ins Auge gefaßt.

Der ungarische Kultusminister hat die Religionsübung der Nazarener und Adventisten verboten, weil sie durch Verweigerung von Militärdienst und Eid die Staatsautorität untergrüben. Die Landräte sind angewiesen, die Versammlungslokale dieser Gemeinden zu schließen und ihre Organisationen aufzulösen.

Der Streit zwischen der griechischen und türkischen Regierung wegen der Ausweisung des ökumenischen Patriarchen (CW 7/8, 9/10) ist beigelegt. Der Patriarch tritt zurück, und die türkische Regierung verpflichtet sich, die Mitglieder des Heiligen Synods aus Konstantinopel in Zukunft nicht mehr auszuweisen.

Auf Grund der neuen Verfassung ist in Ägypten, wo der Islam Staatsreligion und das Arabische Landessprache ist, trotzdem anderen Religionen ihr Bestand und freie Betätigung zugesichert, auch wenn andere Sprachen gebraucht werden, sofern nicht Ordnung und Sitte gestört und untergraben werden.

Von den Abgeordneten beider Häuser in den Vereinigten Staaten sind 45 religionslos, 36 römisch-katholisch, 8 jüdisch, 12 kleineren religiösen Gemeinschaften angehörig. Von den 419 Protestanten sind 117 Methodisten, 79 Bischöfliche, 74 Presbyterianer, 53 Baptisten, 38 Kongregationalisten, 19 Lutheraner, 3 Reformierte, 22 Jünger Jesu, 4 Quäker, 2 Vereinigte Brüder, 1 Mormone.

Die Kommission des Federal Council of Churches in Amerika für Rassenbeziehungen erläßt einen Aufruf gegen die Lynchjustiz und für ein lynchloses Land im Jahre 1926.

Ein Gesetz im Staate Tenessee in den Vereinigten Staaten verbietet „jedem Lehrer auf irgendeiner Schule des Staates irgendeine Theorie zu lehren, die die biblische Schöpfungsgeschichte verleugnet und behauptet, daß der Mensch von einer niederen Art von Tieren abstamme". Gegen Professor John Scopes, der öffentlich angekündigte Vorlesungen über die Darwinsche Evolutionstheorie gehalten hatte, schwebt bereits ein Prozeß. Man kann geradezu von einer Anti-Darwin-Bewegung reden, an deren Spitze der bekannte Bryan steht.

Die amerikanischen Missionare in China haben den Botschafter in Peking gebeten, keinen militärischen Druck irgendwelcher Art, besonders keinen ausländischen in Anwendung zu bringen, nur sie und ihr Eigentum zu beschützen, kein Geld zu ihrer Befreiung auszugeben, keine Strafzüge für sie zu unternehmen und keine Strafgelder zu fordern. Der Botschafter hat ablehnend geantwortet, weil er das Leben der Amerikaner in China beschützen müsse.

Von Personen. Berufen: a. o. Renatus Hupfeld in Bonn nach Rostock als Nachfolger von Professor Hilbert; Pastor Engelke in Altona zum Direktor des Rauhen Hauses in Hamburg. Der bisherige stellvertretende Direktor des Seminars Herborn D. Karl Haußen wurde Direktor. (Darnach zu berichtigen Sp. 480: „Professor" für „Direktor".) Promoviert: Senior Fischer in Erfurt zum D. von Halle; Pastor em. Adam Heilmann, gew. Moderator der Konföderation reformierter Gemeinden in Niedersachsen, in Göttingen, und M. A. D. Litt. Rufus M. Jones, Professor der Philosophie in Haverford (Pennsylvania) zu DD. von Marburg; Pastor Lic. Hesse in Elberfeld zum D. von Bonn. Gestorben: Der frühere Kircheninspektor Propst Decke in Breslau. E St

Versammlungskalender

Juni 27.—30. Evangelischer Bund Königsberg.
29. Evangelischer Diasporatag Sigmaringen.
Juli 3.—6. Deutscher Bund der Blaukreuzverbände Chemnitz.
17.—19. Luther-Gesellschaft München.
August 3.—9. Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Schlitz.
19. 20. Augustkonferenz (ev.-luth. Konferenz).
19.—30. Weltkonferenz Stockholm.
September 19.—22. Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
20—22. Gustav Adolf-Verein Gießen.
28.—2. Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober 5.—7. Bund für Gegenwartschristentum Coburg.

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

Ein bedeutendes Werk positiver geistiger Erneuerung!

RUDOLF MARIA HOLZAPFEL

PANIDEAL

Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung

Zwei Teile

Neue, sehr veränderte und erweiterte Auflage

Brosch. M 28.—, geb. M. 34.—

DAS BERLINER TAGEBLATT URTEILTE:

Wir müssen schon auf Werke wie die Lionardos zurückgehen, in denen so unermeßlich vieles erforscht wird, um ein so riesenhaftes Gebäude, einen so gewaltigen Überblick über entfernteste Gebiete wiederzufinden. Unvergleichlich und mit keiner Schöpfung in Parallele zu setzen ist das fortwährende Öffnen neuer Tore, das Schaffen neuer, verinnerlichter Ziele, Aufschließen früher ungeahnter Möglichkeiten.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Unter Bezugnahme auf die Besprechung in Nr. 22/23 dieser Zeitschrift

Vor kurzem erschien

Deutschland und der Sozialismus

von Prof. Dr. **Friedrich Brunstäd,** Erlangen

336 Seiten Gr.-Oktav, Preis brosch. M 6.—, in Halbleinen M 7.50

Der bekannte Erlanger Philosoph und Mitleiter der Nationalen Hochschule für Politik in Berlin gibt hier einen ausführlichen Umriß der Entwicklungsgeschichte des deutschen Sozialismus. Der Verfasser stellt den Sozialismus mitten in die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts hinein und untersucht nun, was er in dieser Geschichte bedeutet hat und etwa für die Gestaltung deutscher Zukunft noch bedeuten kann. Brunstäd geht von höchsten Gesichtspunkten aus, hat aber trotzdem ein Werk geschaffen, das für jeden Deutschen ohne weiteres lesbar ist. Da ein jeder heute sich mit der Frage des Sozialismus so oder so auseinandersetzen muß, dürfte der Schrift ein starker Erfolg und eine sehr weite Verbreitung ohne weiteres sicher sein.

Ferner erschien soeben

im Auftrage der Historischen Gesellschaft in Berlin

Zum 80. Geburtstag

des bekannten Historikers

Univ.-Prof. Dr. Dietrich Schäfer, Geh. Reg.-Rat

eine **Festschrift**

unter dem Titel

Dietrich Schäfer und sein Werk

Herausgegeben von **Kurt Jagow**

152 Seiten Oktav / Mit einem Bildnis Dietrich Schäfers

Preis brosch. M 4.—, Ganzleinenband mit Goldprägung M 5.50, numerierte Ausgabe auf Büttenpapier gedruckt in Ganzleinen geb. M 10.—

Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H.

Berlin S. 42 / Postscheckkonto Berlin 1140

Neue Bücher bedeutender Männer:

Hermann von Bezzel, Ein Seelsorger von Gottes Gnaden

von Lic. Joh. Rupprecht

Mit Bildnis — Vornehm kart. M 2—

Eine hervorragende Würdigung des bayr. Kirchenpräsidenten und Diakonissenhausdirektors, der weit über deutsche Grenzen hinaus einen großen Namen hat.

Professor D. Friedrich Spitta

Heinrich Schütz, Ein Meister der musica sacra

Mit Bildnis — Vornehm kart. M 2.—

Der größte Komponist des 17. Jahrhundert findet eine glänzende Würdigung, so daß jeder Musikfreund nach dem Buche greift.

Generalsuperintendent Dr. Otto Dibelius

Das Vaterunser der deutschen Not

2. Auflage — Begeisternde, zündende Worte. — Kart. M 2.—

Konsistorialrat Lic. E. Baumann

Alte Prophetenstimmen in neuer Zeit

Jeremia in unserer Mitte | **Jesaia und unsere Gegenwart**

je 10 Predigten kart. M 2.50

Der Verfasser hat mit großem Geschick solche Worte ausgewählt, die unsere Zeit besonderes zu sagen haben. — Theologische Literatur-Zeitung

C. Ed. Müller's Verlag (Paul Seiler), Halle (Saale)

Akademikertöchtern

bietet der **Evangelische Diakonieverein e. V., Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20, unentgeltliche** theoretische und praktische **Ausbildung** in der allgemeinen **Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit,** Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne staatliche Prüfung in den Vereinsausbildungsstätten zu Bernburg, Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und Verpflichtung für die Zukunft. — **Taschengeld** und Stellung der **Schülerinnenarbeitstracht.** — Bei Anstellung zeitgemäße **Besoldung** und zeitgemäßes **Ruhegehalt** für Alter und Invalidität. Voraussetzung: Lyzeums oder Höhere Allgemeinbildung. Eintrittsalter 18.—30. Jahr. Auf über 300 Arbeitsfeldern z. Z. 2000 Schwestern, von denen 40% Töchter von Akademikern sind. Prospekt und nähere Auskunft durch den Ev. Diakonieverein.

Bekanntmachung

Der unterzeichnete Kirchenvorstand zeigt hierdurch an, daß

das Amt eines Pastors

an der St. Katharinenkirche (Stephan-Kempe-Saal) zu besetzen ist

Bewerbungen sind an den Kirchenvorstand zu richten und bis zum 25. Juni 1925 an den 1. Vorsitzenden des Kirchenvorstandes Herrn Landgerichtsdirektor Dr. W. Ertel, Hamburg 8, Katharinenkirchhof 30 (Kirchenbureau) einzureichen.

Hamburg, den 25 Mai 1925.

Der Kirchenvorstand zu St. Katharinen
Ertel, 1. Vorsitzender.

Die Kirchengemeinde **Hamburg-Alt-Barmbeck** will zu Mitte September 1925 ihre neugegründete

4. Pfarrstelle

besetzen. Als Bewerber kommen nur die in Frage, die bereits ein Pfarramt verwaltet haben. Meldungen mit Lebenslauf usw. an Herrn Gemeindeältesten E. Resch, Hamburg 19, Sophienallee 7, bis zum 1. Juli 1925. Auskunft erteilt

Pastor **C. Kluge,**
Hamburg 22, Marschnerstr. 44.

In **Hamburg-Eppendorf** ist eine

3. Pfarrstelle

einzurichten und zum Herbst zu besetzen.

Bewerber, die bereits ein volles Pfarramt verwaltet haben, werden ersucht, sich unter Beifügung eines ausführlichen Entwickelungsganges bis zum 15. Juli d. Js. bei dem 1. Vorsitzenden des Kirchenvorstandes Herrn Oberlehrer W. Hanne, Hamburg 20, Eppendorferlandstr. 41, zu melden.

Hamburg, den 29. Mai 1925.

Der Kirchenvorstand zu Eppendorf.

An der **Magnigemeinde zu Braunschweig** ist eine der beiden

Pfarrstellen

demnächst zu besetzen. X. bezw. nach 16 Dienstjahren XI. Gehaltsklasse. Schöne Wohnung (z. Zt. allerdings nur 7 Zimmer und Küche, später voraussichtlich mehr), ein Pfarrhaus wird demnächst frei.

Es wollen sich nur Herren melden, die einer guten Stadtgemeinde mit mancherlei Aufgaben, an der ausgezeichnete und begabte Pfarrer standen, eine volle innere und äußere Kraft zu geben haben.

Bewerbungen sind bis zum 15. Juli an den 1. Provisor, Verlagsbuchhändler W. Maus, i. Fa. Hellmuth Wollermann Verlagsbuchhandlung, zu richten.

Der Kirchenvorstand von St. Magni, Braunschweig.

Die Pfarrstelle

der evangelischen Gemeinde **Widdert** (Synode Solingen) ist zum 1. Okt. dieses Jahres wieder zu besetzen. Seelenzahl rund 2000. Pfarrhaus mit großem Pfarrgarten neben der Kirche. Meldungen sind bis zum 15. Juli an Kirchmeister **Ernst Loos** in Widdert bei Solingen zu richten.

Theologische Fachschaft, Leipzig

Universitätsstr. 7-9 II (Paulinum A) erbittet Angebote antiquarischer theologischer Bücher mit Preisangabe. (Keine Predigtliteratur).

Zum **1. Juli oder sofort** in kl. Haushalt gebildete tüchtige im Kochen selbständige **Haustochter** mit Taschengeld gesucht.

Frau Ghrt. **Bendemann,**
Potsdam, Gr. Weinmeisterstr. 7,
z. Zt. **Marburg**, Lahn, Wörthstr. 37.

Für kinderreiches Haus wird für **1. August** eine durchaus gesunde, **gebildete Dame,** nicht unter 25 J., gesucht, die die Hausfrau unterstützen und gelegentlich vertreten kann. Näh- und Kochkenntnisse erforderlich. Mädchen u. Putzfrau vorh. Freundl. Angeb. mit Gehaltsangabe u. Zeugnissen an

Frau Professor **Freudenberg,**
Marburg, Lahn, Deutschhausstr 14.

Für einfachen Landhaushalt wird zur Vertretung der häufig beruflich abwesenden Hausfrau ein **zuverlässiges, gebildetes Fräulein od. j. Frau** gesucht, die gut kocht u. sehr kinderlieb ist! **Keine** Hausarbeit u. Wäsche. Gehalt nach Übereinkunft. Angebote an Frau **L. Löbering, Fasendorf** b. Mehltheuer i. Vogtl.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Juli Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Juli—Septbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. Juli

Dieser Nummer liegen bei: Prospekte **Die Einigung der Kirche** (Furche-Verlag, Berlin) und **Geschichtliche und über geschichtliche Religion im Christentum** (Bandenhoeck & Ruprecht, Göttingen). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten